Krug's

Momus und Komus.

Momus und Momus

oder

Spott- und Scherzreden

in gebundner

und

ungebundner Gestalt.

Vom

Professor Krug

in Leipzig.

Quid faciam? sed sum petulanti splene cachinno.

Pers.

Leipzig,

bei C. H. F. Hartmann.

1824.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Seinen Freunden

utriusque

zum

Andenken

an

manche froh verlebte Stunde

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Vorrede.

Das Lachen ist gewiß eine herrliche Erfindung, nicht bloß zum Wohlsein, sondern selbst zum Sein. Wie unerträglich wäre das Leben, wenn man nicht zuweilen über das menschliche Thun und Treiben lachen könnte, das eigne mit eingeschlossen! Darum ist auch diese Erfindung so alt und so allgemein; und ich kann ebendeswegen nicht glauben, was die Alten von dem Philosophen Anaxagoras und einigen andern respektabeln Personen erzählen, daß sie nie gelacht hätten. Man braucht ja nicht eben aus vollem Halse zu lachen. Es giebt auch ein in sich gekehrtes Lachen, das um so mehr belustigt, je weniger es äußerlich bemerkt wird. Auf diese Art kann selbst der Sklav seinem Herrn ungestraft ins Gesicht lachen und sich dadurch für manche erduldete Mishandlung rächen. Das Lachen an sich bedarf also wohl keiner Rechtfertigung, da wir es alle von Jugend auf treiben. Denn schon das Kind in der Wiege lächelt, wenn es ausgeschlafen; ja selbst im Schlafe; wiewohl dieses Lächeln, nach Jean Paul's Versicherung, von Säure des Magens herrühren soll.

Ganz anders verhält es ſich mit den Lachſchriften. Dieſe bedürfen allerdings einer Rechtfertigung. Denn das ehrſame Leſepublikum lacht zwar wohl auch gern, und zuweilen über Dinge, die nichts weniger als lächerlich ſind, wie es z. B. vor dreißig Jahren über den kategoriſchen Imperativ lachte und heutzutage über die papiernen, obwohl oft mit blutrother Dinte geſchriebnen, Konſtituzionen lacht. Wenn aber ein muthwilliger Lacher — petulanti splene cachinno, wie ihn Perſius in dem dieſer Schrift vorgeſetzten Motto nennt — es gleichſam durch einen Kartelbrief zum Lachen herausfodert, ſo zeigt es ſich oft widerhaarig. Es nimmt mit vornehmer Miene die Ausfoderung nicht an, weil es den Ausfoderer für unebenbürtig hält. Auch giebt's unter ihm einige Murrköpfe, die als literariſche Polizeidiener oder kritiſche Gensdarmen nach dem Paß einer jeden neuen Schrift fragen und ſie nicht eher paſſiren laſſen, als bis man ihnen über Woher? und Warum? gehörige Auskunft gegeben. Darum ſchreibt man eben Vorreden; und ebendarum lieſt dieſe niemand, als wer von Amts wegen muß, oder wen die Neugierde plagt zu hören, was der Autor von ſich und ſeinem lieben Kindlein ſagt.

Da könnt' ich mich nun wegen Herausgabe dieſer Lachſchrift durch ein ganzes Heer ſtattlicher Gründe rechtfertigen, ſagend z. B., daß jedermann ein natürliches, nur zuweilen durch willkürliche Satzungen

verkümmertes Recht habe, seine Waaren, selbst schlechte, zu Markte zu bringen — oder daß ich einiger Erholung von anstrengenden, für das Wohl der ganzen lieben Menschheit unternommenen Arbeiten, besonders von meiner jüngsten Restaurazion der Staatswissenschaft (einer wahrhaft herkulischen Arbeit — man denke nur an den berühmten Stall des Augias und das eben so berühmte Werk des Herrn von Haller!) bedurfte — oder daß einige vielleicht allzugütige Freunde eine Sammlung der Art als Andenken an froh verlebte Stunden wünschten — oder u. s. w.

Allein was würde mir dieß alles helfen bei jenen gestrengen und hochweisen Herren, die man heutzutage auch Rezensenten nennt? Denn da ich selbst, ohne Ruhm zu melden, zu dieser Menschenrasse gehöre und sogar ein ganzes Rezensenten-Orchester, nämlich das, welches die große Oper der hiesigen Literaturzeitung aufführt, mit zu dirigiren die Ehre habe: so weiß ich nur allzugut aus vieljähriger Erfahrung, daß alle dergleichen Exkusazionen und Insinuazionen und Deprekazionen und Supplikazionen, wären sie auch noch so de- und wehmüthig, bei jenen furchtbaren Herren — quibus robur et aes triplex circa pectus, wie mein Freund Horaz sagt — nicht verfangen. Also rechn' ich auch selbst auf gar keine Barmherzigkeit von dieser Seite, und will den Herren lieber gleich im nächstfolgenden Aufsatze in die

Hand arbeiten, damit ſie mich und mein Büchlein recht bequem viſitiren und resp. malträtiren können.

Zu einigen mildern Seelen aber, welchen das Büchlein auch in die Hände — wenn anders Seelen Hände haben — fallen möchte, ſag' ich vorläufig nur noch folgendes Wörtchen sub rosa:

Geneigte Leſer! Zürnet nicht
Ob ſolcher Tändeleien!
Denkt, wenn der Griffel etwa ſticht:
Es ſind nur Neckereien!
Und zeigt der Spiegel eu'r Geſicht,
Mag Großmuth gern verzeihen.
Denn wer geſund an Kopf und Herz,
Verträgt ja wohl auch Spott und Scherz.

Leipzig den 10. April 1824.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige

in Form einer Rezenſion für die Leipz. Lit. Zeitung und jede andre, die davon Gebrauch machen will.

Wenn wir (das Autoren-Ich und das Rezenſenten-Ich) offenherzig reden ſollen, ſo müſſen wir geſtehn, daß wir leider der Meinung ſind, es hätte dieſe Schrift wohl ungedruckt bleiben können, ohne daß deshalb die Welt untergegangen wäre. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß wir dieſes harte Urtheil nur mit der vorſichtigen und mildernden Klauſel ausſprechen: Salvo meliori iudicio. Wenn alſo jemand auftreten und uns widerſprechen ſollte, ſagend, die Welt würde allerdings untergegangen ſein, woferne nicht zu deren Heile dieſe Schrift erſchienen wäre und durch ihre draſtiſche Kraft das vollendet hätte, was die Hahnemann'ſche Homöopathie und der Albert'ſche Wirthſchaftsplan ſo ſchön begonnen haben: ſo erklären wir im voraus, daß wir uns dieſem beſſeren Urtheile mit demüthiger Beſcheidenheit ſubmittiren, wiewohl dieß ſonſt eben nicht Rezenſenten-Art iſt.

Damit jedoch unſre Leſer auch etwas von dem Inhalte dieſes zweideutigen Produkt's erfahren (falls ſie es noch nicht geleſen haben — was ſie ja eiligſt thun mögen): ſo wollen wir ihnen denſelben kürzlich darlegen.

Den Schauplatz eröffnet eine Komödie, betitelt Hokus und Pokus. In dieſer geht es, wie man leicht denken kann, ſehr luſtig her; ſonſt wär' es ja kein Luſtſpiel. Es endet aber doch tragiſch; denn es ſchließt nicht mit einer Heirath — das hielt der Verf. wahrſcheinlich für zu gemein, ſo daß es die hohe Originalität und Genialität des Künſtlers, nach der jetzt alle Welt ſo glücklich ſtrebt, nicht ſattſam bekundet hätte — ſondern mit einem Korbe oder vielmehr einem zierlich geflochtenen Körbchen; weshalb auch dieſes dramatiſche Stück den Beititel: Das Körb-

chen, führt. Wir empfehlen es den deutschen Bühnen zur baldigen Darstellung, da sie an neuen Original-Lustspielen so großen Mangel leiden. Hoffentlich wird sich der Verf. mit dem Honorare billig finden lassen.

Hierauf folgen einige gesellschaftliche Vorträge, von denen wenig zu sagen ist, weil darin über Dinge gesprochen wird, worüber man eben in allen Gesellschaften spricht, selbst das Wetter nicht ausgenommen.

Sodann kommen eine Menge epigrammatischer Einfälle, die zum Theil auch Ausfälle sind, welche aber ein geschickter Fechter leicht wird pariren können.

Folgen nunmehr Trinksprüche und Räthsel. Die ersten sind etwas trocken, weil der Setzer in der Druckerei den Befehl des Verf., nicht bloß die Sprüche, sondern auch das Trinken mit zu setzen, nicht befolgt hat. Die zweiten aber sind zu leicht, indem ein rechtschaffnes Räthsel so beschaffen sein muß, daß man sich wenigstens acht Tage lang den Kopf darüber zerbricht und endlich dem Rathenden der Verstand gar stillsteht.

Den Beschluß machen einige ernsthaftere Schlußworte, in welchen der Verf. viel zu sehr aus seiner Rolle gefallen ist, als daß wir ihm unsern Beifall schenken könnten. Wenn man einmal närrisch sein will, so muß man ein kompleter Narr sein.

Das Ganze ist also, wie man sieht, ein wahres Quodlibet, dessen eigentliche Tendenz für uns ein weit größeres Räthsel ist, als alle die, welche der Verf. im Buche selbst aufgetischt. Wir wünschen übrigens, daß nicht ein minder gutmüthiger Richter als wir das Motto, welches der Verf. der dritten Abtheilung vorgesetzt — cacatum non est pictum — auf die ganze Sammlung anwende. Uns dünkt, wir haben schon früher solch ein Liedchen singen hören. Der Verf. scheint aber nicht klüger geworden zu sein, ob er gleich schon über die vierzig ist. Habeat sibi!

Erſte Doſis.

Hokus und Pokus
oder
das Körbchen.

Ein
Dramolet
zur
Einläutung.

Favete, adeste aequo animo!
Terent.

Hokus und Pokus

oder

das Körbchen.

Ein Dramolet.

Personen.

Squenz, ein Bücherverleiher.
Käthchen, eine Kammerjungfer.
Fant, ein Fremder.

Die Handlung geschieht in einer Leihbibliothek.

Erster Auftritt.

Squenz steht schreibend an einem Pulte.
Fant sitzt lesend an einem Fenster.
Käthchen tritt ein in einem leichten Morgenkleide.

Käthchen. Guten Morgen, Herr Squenz.

Squenz. Ei, schönen guten Morgen, Mamsell Käthchen! Was bringen Sie mir denn so früh?

Käthchen. Ich bringe nichts; holen will ich.

Squenz. Was steht zu Ihren Dienſten?

Käthchen. Meine gnädige Frau hat ſchreckliche Langeweile und plagt mich deshalb entſetzlich. Da wollt' ich Sie nun bitten, lieber Herr Squenz, mir etwas recht Unterhaltendes, recht Aufheiterndes zum Leſen für meine gnädige Frau zu geben. Es muß aber auch funkelnagelneu ſein. Denn das Alte hat ſie alles ſchon geleſen, und daſſelbe Buch zweimal zu leſen hält ſie für das größte Unglück in der Welt.

Squenz. O! der Noth kann ich leicht abhelfen. So eben hab' ich ein ganz neues Werk erhalten; das wird gewiß Ihrer gnädigen Frau Spaß machen.

Käthchen. Schön! und wie heißt es denn?

Squenz. Momus und Komus.

Käthchen (liſtig lächelnd). Verzeihen Sie, Herr Squenz! Sie wollen mich wohl zum Beſten haben? Ich bin aber nicht ſo einfältig, wie ich ausſehe. Hokus und Pokus muß es heißen.

Squenz. Nein, Mamſell Käthchen, bei meiner armen Seele! Schauen Sie ſelbſt her mit Ihren holden Aeugelein! (Er hält ihr den Titel des Buches vor). Da ſteht's geſchrieben mit großen altgothiſchen, aber neumodiſchen Lettern: Momus und Komus.

Käthchen (verwundert). Ja wahrhaftig, Momus und Komus! — Was ſind denn aber das für Leute?

Squenz (auf Fant hindeutend, der ſchon längſt über das Buch weg nach Käthchen hingeſchielt hat). Das wird Ihnen dieſer Herr hier am beſten ſagen können, ein großer Gelehrter, der jetzt auf Reiſen begriffen iſt und mich mit einem Morgenbeſuche beehrt hat, um ſich in meiner Bibliothek umzuſehn.

Fant (aufſtehend und ſich mit wichtiger, aber doch verbindlicher Miene Käthchen nähernd). Ja, mein ſchönes Kind, das kann ich Ihnen ſagen, ob ich gleich das Buch noch nicht geleſen habe. Sie haben ganz Recht, daß es eigentlich Hokus und Pokus heißen ſollte. Momus und Komus ſind bloß neu geprägte Namen, durch welche der Verfaſſer, vermuthlich um ſeiner Erzählung von allerlei Liebesabentheuern einen drolligen Anſtrich zu geben, die alten längſt verbrauchten Namen, Amor und Hymen, hat erſetzen wollen. Sie wiſſen doch, mein ſchönes Kind, was dieſe letzteren Namen bedeuten?

Käthchen (verſchämt lächelnd). Ich habe davon erzählen hören.

Fant. Nun, ſo werden Sie wohl auch begreifen, daß das Buch der gnädigen Frau ſehr behagen wird.

Käthchen. Ja gewiß; denn meine gnädige Frau lieſt nichts lieber als Liebesgeſchichten, die ſich nach langer Pein und Qual endlich mit einer Heirath ſchließen.

Fant (vertraulich Käthchens Hand berührend). Leſen Sie denn ſolche Geſchichten nicht auch gern?

Käthchen (seufzend). Ach ja! sonst wohl, aber nicht mehr; sie machen mir jetzt nur Langeweile.

Fant. Wie das?

Käthchen (stärker seufzend). Ja, lieber Gott! was hat man davon, wenn man immer nur liest, wie die Leute sich gesehn, dann umarmt, und endlich geheirathet haben.

Fant (noch vertraulicher Käthchens Hand erfassend). Es kommt ja nur auf Sie an, liebes Mädchen, einen solchen Roman in die schönste Wirklichkeit zu verwandeln.

Käthchen (sich mit einer holden Verbeugung zurückziehend). Sie belieben zu scherzen. (Zum Bücherverleiher sich wendend). Geben Sie her das Buch, Herr Squenz, damit ich es meiner gnädigen Frau bringe; denn sie wartet darauf. Aber sagen Sie mir doch erst, wer der Verfasser ist.

Squenz. Er nennt sich Krug.

Käthchen. Aha! Krug von Nidda, der Dichter.

Squenz. Nein, Mamsell Käthchen! Krug schlechtweg, der Philosoph.

Käthchen. O weh! da darf ich's meiner gnädigen Frau nicht bringen.

Squenz und Fant (zugleich mit Verwunderung). Warum denn das?

Käthchen. Ja, meine gnädige Frau kann die Philoſophen nicht leiden, ſo wenig als der gnädige Herr. Dieſer ſagt, die Philoſophen ſeien Jakobiner und an allen Unruhen in der Welt Schuld. Jene aber ſagt, ſie ſeien langweilige Peter, mit denen nichts anzufangen.

Fant (auffahrend). Das iſt impertinent! Wiſſen Sie wohl, daß ich ſelbſt ein Philoſoph bin?

Käthchen (ihn mit großen Augen anſehend). Ach mein Himmel! Sie ſind doch nicht der berühmte Philoſoph Pittſchaft, von dem ſo viel in den Zeitungen geſtanden hat?

Fant (ſtolz). Nein, Gott ſei Dank! der Narr bin ich nicht. Aber ich habe mich von jeher auf die wahre Lebensphiloſophie gelegt, deren oberſter Grundſatz iſt: Leben und leben laſſen. (Verbindlicher). Darum erlauben Sie mir, mein ſchönes Kind, daß ich Sie nach Hauſe begleite, um Ihre Herrſchaft eines Beſſern zu belehren.

Käthchen. Ich danke ſehr für Ihre Güte, bedaure aber, ſie nicht annehmen zu können. An der Thüre wartet ſchon ein Begleiter auf mich; und überdieß iſt der gnädige Herr verreiſt; meine gnädige Frau aber liegt noch im Bette und nimmt vor zwölf Uhr keine Beſuche an. (Will ſich ſchnell entfernen).

Squenz. Aber, Mamſell Käthchen, nehmen Sie doch das Buch mit, wenn auch nur zur Probe! Gefällt's der gnädigen Frau nicht, ſo bringen Sie mir's wieder.

Käthchen. Nun so geben Sie! Ich werde aber wohl bald wieder damit zurückwandern müssen. (Sich gegen beide Herren leicht verneigend). Indessen empfehl' ich mich Ihnen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, außer Käthchen.

Fant. Das war ein allerliebſtes Mädchen, Herr Squenz! Ein wenig naſeweiß zwar, aber doch allerliebſt. Dieſe niedlichen Hände, dieſer ſchlanke Wuchs, dieſe blühenden Wangen mit den lieblichen Grübchen, dieſe ſchwarzen Augen mit dem ſchelmiſchen Blicke, dieſer kleine Mund mit den Perlzähnen und den Purpurlippen, dieſe —

Squenz. Gemach, gemach, Herr Philoſoph! Sie kommen ja ganz außer ſich vor Entzücken! — Zu welcher Schule gehören Sie, wenn ich fragen darf, zur ſtoiſchen oder zur epikuriſchen?

Fant. Bah! Hab' ich nicht ſo eben geſagt, daß ich ein Lebensphiloſoph bin? Und (ſich in die Bruſt werfend) wiſſen Sie nicht, daß wir Lebensphiloſophen zu gar keiner Schule gehören, daß wir auf jede Schule, wie berühmt ſie auch ſei, nur mit Verachtung herabblicken?

Squenz. Aber doch nicht auf die Kammermädchen, wie es ſcheint.

Fant. Ei was! Die Lebensphiloſophie macht keinen Unterſchied unter den Frauen, außer dem der Schönheit und der Häſſlichkeit.

Squenz. So? — Aber ich dächte, um dieſen Unterſchied zu machen, brauchte man eben kein Philoſoph zu ſein.

Fant. Allerdings. — Aber Scherz bei Seite! — Sagen Sie mir, Herr Squenz, kommt das Mädchen oft hieher?

Squenz. Faſt alle Tage. Denn ihre gnädige Frau iſt eine gewaltige Bücherleſerin; ſie verſchlingt beinahe die Bücher.

Fant (nachdem er ſich eine Weile beſonnen). Hören Sie mal, beſter Herr Squenz! Ich könnte Ihnen einen vortheilhaften Antrag machen. Ich bin das Herumziehen von Land zu Land müde, möchte mich gern fixiren. Ihr Städtchen gefällt mir. Auch Sie und Ihre Bibliothek gefallen mir. Ich habe viel geleſen, verſtehe mich auf die Literatur, beſonders die ſchöne und neuere. Auch weiß ich, was dem Geſchmacke der heutigen Leſewelt zuſagt. Wie wär's, wenn wir Kompagnie machten? Es würde gewiß Ihr Schade nicht ſein.

Squenz (ängſtlich). Mein hochgelehrter Herr, Sie erzeigen mir allzuviel Ehre — ich — ich — bin Ihnen recht ſehr dafür verbunden. Aber Sie glauben nicht, was

das Bücherverleihen für ein mißliches Gewerbe ist. Es nährt kaum einen Mann, geschweige zwei.

Fant. Thut nichts, bester Herr Squenz. Ich kann nicht bloß Bücher lesen und wählen, sondern auch schreiben. Und ohne Ruhm zu melden, meine Schriften gefallen und müssen gefallen. Denn meine Hauptforce besteht im guten Erzählen. Ich weiß die Erwartung bis zum letzten Buchstaben zu spannen. Da könnt' ich Ihnen eine Menge von Erzählungen schreiben; und das würde Ihrem Gewerbe mächtig aufhelfen. Denn von allen meinen Erzählungen bekämen Sie einige Abdrücke umsonst in Ihre Bibliothek, wenn Sie mich zum Kompagnon nähmen; und immer hätten Sie was Neues für die neugierige Lesewelt.

Squenz. Nun, ich will mir's überlegen. — Aber siehe da! Dort kommt das hübsche Kammerzöfchen schon wieder die Straße herab. Gewiß hat der gnädigen Frau der Momus und Komus nicht behagt. Das ist eine ekle Leserin. Immer will sie zu lesen haben; aber von hundert Büchern, die ich ihr zusende, schickt sie mir neun und neunzig zurück, nachdem sie nur einen Blick hineingeworfen. Doch, unter uns gesagt, sie thut bloß so, um für eine rechte Kennerin zu gelten. Auch hat sie oft Vapeurs, und da kann es ihr kein Mensch in der Welt recht machen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und Käthchen, mit weinerlichem Gesicht eintretend.

Käthchen. Ach, lieber Herr Squenz! Da bring' ich Ihnen Ihr Buch schon wieder. Ich dacht' es gleich, daß es so kommen würde. Das vermaledeiete Buch! Kaum hatte meine gnädige Frau hineingeblickt, als sie mir's mit den Worten an den Kopf warf: Wie kann der Esel von Bücherverleiher (Squenz springt erschrocken zurück) — Sie nehmen's nicht übel, Herr Squenz, aber sie sagte wirklich so — wie kann der Esel von Bücherverleiher mir ein so albernes Buch schicken?

Squenz. Das thut mir sehr leid, nicht um meinetwillen — denn unser Eins muß sich freilich viel gefallen lassen, um sein Bißchen Brod ehrlicher Weise zu verdienen — sondern um Ihretwillen, Sie liebes, gutes Mamsellchen! — Aber sagen Sie mir doch, wie das zuging. Sie meinten ja selbst, daß die gnädige Frau gern Geschichten von Amor und Hymen läse.

Käthchen. Ja, das ist wohl wahr. — Aber (sich zu Fant wendend) Sie, mein sauberer Herr, was haben

Sie mir für einen böſen Streich geſpielt! Momus und Komus ſind ja ganz andre Leute, als Amor und Hymen, wie Sie mir ſagten.

Fant (betroffen). So? — Und was denn für welche?

Käthchen. Meine gnädige Frau ſagte: Ich wäre ein dummes Ding, daß ich mir ſolch Zeug aufbinden ließe. Momus wäre ein Menſch geweſen, der ſich über alles mokirte, und Komus einer, der mit allem ſeinen Scherz trieb. Das könnte ſie nicht leiden. Die Geſchichten, die ſie leſen ſollte, müſſten fromm oder gemüthlich oder rührend bis zu Thränen ſein, oder wenigſtens etwas vom Ritterthum enthalten, ſo à la Motte Fouqué. — Haben Sie denn gar nichts Neues der Art? lieber Herr Squenz.

Squenz. Vor der Hand nicht. Aber ſehen Sie, beſtes Mamſell Käthchen! So eben hat mir der Herr hier geſagt, daß er vortreffliche Erzählungen ſchreiben könne. Und da ſoll er für die gnädige Frau ſogleich viere ſchreiben, eine fromme, eine gemüthliche, eine rührende, und auch eine ritterliche, die wahrſcheinlich fromm, gemüthlich und rührend zugleich, folglich das non plus ultra aller Erzählungen ſein wird. Da ſoll ſich die gnädige Frau recht nach Herzens Luſt ergötzen.

Fant. Ja, liebſtes, beſtes Mädchen, das will ich. Und nicht bloß die gnädige Frau, ſondern auch Sie ſelbſt ſollen ſich daran ergötzen.

Käthchen (die Hand zum Einſchlagen reichend). Topp, ich nehme Sie beim Worte.

Fant (die Hand mit Zärtlichkeit ergreifend). Aber dann hoff' ich auch, daß ich von Ihnen einen kleinen Dank erhalten werde. Nicht wahr, mein ſchönes Kind? (Er macht Miene, den Dank vorweg zu nehmen).

Käthchen (ſich loswindend und ſpitzig). Nicht ſo ſchnell, mein ſchöner Herr! — Hier zu Lande giebt man erſt, bevor man nimmt. Setzen Sie ſich alſo flugs hin und ſchreiben Sie! — Aber das bitt' ich mir aus, daß Sie mit Amor und Hymen nicht wieder ſo Hokus und Pokus machen. Mit ſo reſpektabeln Leuten laſſ' ich keinen Scherz treiben. (Sie entfernt ſich mit einem ſpöttiſchen Knix).

Squenz und Fant (ſehn verblüfft einander an).

Der Vorhang fällt.

Zweite Dosis.

Gesellschaftliche Vorträge.

Ridendo dicere verum — quid vetat?

Horat.

I.

Ueber das Luftſchiffen *).

Wie nothwendig und natürlich es auch ſcheinen mag, daß, wer eine Geſellſchaft unterhalten will, dasjenige wiſſe oder könne, wovon er unterhalten will, ſo wag' ich es dennoch, Sie, Hochverehrteſte, heute von etwas zu unterhalten, was ich weder weiß noch kann. Sollte Sie dieſes naive Geſtändniß befremden, da ich eben heute zum erſten Male die Ehre und das Glück habe, vor Ihnen zu reden, und es alſo Pflicht ſcheinen möchte, gerade umgekehrt von dem zu reden, was ich am beſten weiß oder kann: ſo bitt' ich Sie zu bedenken, daß, wie überhaupt in unſrer vor Alter verknöcherten Welt nichts Neues mehr unter der Sonne geſchieht, ſo auch mein Beginnen, von

*) Dieſer und der nächſtfolgende Vortrag wurden im ehemaligen Bengang'ſchen Muſeum zu Leipzig im J. 1810 vor einer Geſellſchaft gebildeter Herren und Frauen aus allen Ständen gehalten, und nachher auch bei Bengang (1810. kl. 8.) gedruckt. Sie erſcheinen aber hier, wie alles ſchon früher Gedruckte, in verbeſſerter Geſtalt.

dem zu reden, was ich weder weiß noch kann, nichts weniger als neu und seltsam ist. Wie viele Philosophen haben z. B. schon seit langer Zeit vom Ursprung aller Dinge geredet, und gemeint, ein echter Naturforscher müsse die Welt keineswegs als fertig betrachten, sondern sie erst selbst schaffen! Gleichwohl wussten diese Herren in der That nichts vom Ursprunge der Welt, konnten auch keine schaffen, und wurden dennoch von einem großen Theile des Publikums als weise und schöpferische Genien bewundert. Wie viel ist ferner in unsern Zeiten aus allen Winkeln Deutschlands hervor von Poesie geredet worden! Wenn indessen gefragt wird, was denn die Poesie sei, so antwortet selbst der humoristische Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik, daß man dieß so eigentlich nicht sagen könne und die beste Erklärung davon nicht viel besser als die schlechteste sei. Auch will man behaupten, daß, ungeachtet des vielen Redens von und über Poesie in unsrer Zeit, es uns eben so wie jenen armen Schluckern gehe, die am meisten vom Gelde reden, wenn der Beutel leer ist; daß es mithin unsern poetischen Geistern nicht nur am Wissen, sondern auch am Können fehle.

Nach so großen und glänzenden Autoritäten darf ich wohl Verzeihung hoffen, wenn ich, deren Beispiele folgend, ebenfalls von einer Sache rede, die ich weder weiß noch kann. Auch muß mein offenherziges Geständniß Ihre Nachsicht mir erwerben. Denn ein Sünder, der seinen Fehler einsieht und bekennt, ist schon auf dem halben Wege zur Besserung, gesetzt auch, daß er sich nicht

gleich auf der Stelle beſſerte, ſondern noch ein wenig fortſündelte.

Nach dieſer vorläufigen Schutz- und Trutzrede ſchreit' ich ſogleich zur Sache. Dasjenige nämlich, wovon ich Sie, Hochverehrteſte, in der heutigen Verſammlung zu unterhalten gedenke, und was ich, wie geſagt, weder weiß noch kann, iſt nichts andres als — das Luftſchiffen. Um aber hiebei recht ſyſtematiſch zu verfahren, wie es einem Philoſophen ziemt, will ich Ihnen zuerſt ſagen, was ich unter dem Luftſchiffen verſtehe und was das für eine herrliche Kunſt ſei, ſodann aber, wie man es zu machen habe.

Unter dem Luftſchiffen verſteh' ich die Kunſt, ſich über die Oberfläche der Erde durch die Atmoſphäre hindurch nicht etwa bloß bis zur Höhe des Blocksbergs oder des Montblanc oder des Schimboraſſo — denn das iſt nicht der Mühe werthe Lumperei — ſondern bis in jene weiten Himmelsräume, wo wir am Tage die Sonne und des Nachts den Mond und die Sterne ſpaziren gehn ſehn, zu erheben, um mit dieſen Geſtirnen zu luſtwandeln und alle ihre Herrlichkeiten zu beſchauen. Wiewohl nun dieſe längſt und viel verſuchte Kunſt bis jetzt noch nicht unter die Zahl der freien, ſchönen und edlen Künſte aufgenommen iſt, deren Meiſter heutzutage faſt mehr als Geſellen ſind, ſo erklär' ich ſie doch ohne alles Bedenken für die freieſte, ſchönſte und edelſte unter allen. Dieſe Behauptung könnt' ich Ihnen mit einer großen Schaar von gründlichen Gründen beweiſen; um mich aber hiebei

nicht zu lange aufzuhalten, will ich aus der sich ungestüm herzudrängenden Menge nur einige Hauptargumente herausgreifen.

Für's Erste ist es keinem Zweifel unterworfen, daß durch diese Kunst unsre Kenntniß der Natur so gewaltige Fortschritte machen müsste, daß man glauben würde, die Naturforschung hätte auf einmal nicht Sieben- sondern Siebenmalsieben-Meilen-Stiefeln angezogen. Ist es nicht ein wahrer Jammer, daß wir uns, den Maulwürfen gleich, so lange wir leben, mit dieser Erdenscholle begnügen müssen, um sie immerfort zu durchwühlen und zu umwandern, ohne uns mit dem Himmel und seinen Herrlichkeiten anders als durch neugierige und sehnsüchtige Blicke vertraut machen zu können? Zwar erzählen uns die Sterngucker allerlei Wunderdinge von jenen überirdischen Gegenständen, gleichsam als wenn sie sich von Zeit zu Zeit mit Hülfe ihrer Gläser und Röhre dort häuslich niederlassen und alles recht gemächlich beäugeln könnten. Aber ich hoffe, daß niemand unter uns so gutmüthig sein wird, diesen Herren alles so auf ihr bloßes Wort zu glauben. Gestehn nicht die Ehrlichsten von ihnen selbst, daß sie zuweilen außer ihrem Rohre zu sehen meinten, was nur in demselben versteckt war? — daß manche ihrer Annahmen nur Vermuthungen seien, die bei allem scheinbaren Tief- oder Scharfsinne doch recht eigentlich aus der Luft gegriffen sein könnten? — ja daß es bei ihrer Berechnung der Entfernungen der äußersten Lichtpunkte am Himmel auf ein paar Millionen Meilen ab und zu gar

nicht ankomme? — — Wie ganz anders würde das alles ſein, wenn wir jene unermeſſlichen Räume, wie den irdiſchen Ozean, den man ſo ſtolz ein Weltmeer nennt, und der doch nur ein großer Sumpf voll Ungeziefers iſt, nach allen Richtungen durchſegeln, wenn wir jene ungeheuern Körper, wie die Inſeln dieſes unſers Erdmeers, gemächlich umſchiffen könnten! Dann würden wir alle Räder und Ketten des großen Weltuhrwerks mit Muße beſchauen und der Natur bei ihrem künſtlichen Spiele, wie gewandte Mitſpieler, in die Karte gucken können, ohne daß man uns deshalb eines Betrugs beſchuldigen dürfte.

Und was würden zweitens Handel und Induſtrie, dieſe mächtigen Hebel des menſchlichen Lebens, durch jene Entdeckungen im weiten Himmelsraume gewinnen! Welche verborgene Schätze, die noch kein Auge geſehn, von denen kein Ohr gehört, würde man von dort mit herunter bringen! Was für köſtliche Fabrikate, ſchöner und herrlicher als alle engliſche Meſſer und oſtindiſche Shawls, würden uns Sonne, Mond und Sterne liefern! Welches neue Leben, welchen gewaltigen Umſchwung würde unſer Geldmarkt erhalten, wenn die Rothſchilde von oben mit den Rothſchilden von unten briefwechſeln und unſre geſchäftigen Mäkler die Kurſe aller himmliſchen Staatspapiere mit denen der irdiſchen vergleichen könnten! Und — daß ich das Beſte zuletzt nenne, ich meine den Zucker und Kaffee, die bei aller gerühmten Wohlfeilheit doch immer noch ſo theuer ſind, daß mancher

ehrliche Hausvater sie kaum erschwingen kann, um seiner theuern Ehehälfte gefällig zu sein — was für treffliche Stellvertreter derselben würden wir uns statt des elenden Zichorienpulvers und des mühsam erpreſſten Runkelrübensaftes aus jenen an Nektar und Ambrosia so reichen Himmelsräumen herabholen können! Sollt' es aber irgend einem irdischen Machthaber einfallen, uns den Genuß auch dieser überirdischen Kolonialwaaren durch neu angelegte Zölle, erhöhte Akzise und strenge Verbote verkümmern zu wollen, so könnten wir dabei ganz ruhig sein. Denn zu geschweigen, daß man dann allen Argusaugen und Spürnasen zum Trotze um so leichter von oben herab einen erklecklichen Schleichhandel treiben könnte: so kommt nun mein drittes, mit großer rhetorischer Kunst bis zuletzt aufgespartes Hauptargument, das uns mit einem Male von aller Noth befreit und daher die hohe Vortrefflichkeit der Luftschifferkunst auch für den hartnäckigsten Gegner außer allen Zweifel setzt.

Es ist nämlich Ihnen allen gar wohl bekannt, wie sehr sich die Erde und das gesammte Menschengeschlecht, seit Evchen in den Apfel gebissen und das goldne Zeitalter verschwunden, von Tage zu Tage verschlechtert hat. Nicht minder ist männiglich bekannt, daß wir jetzt in einem wahrhaft eisernen Zeitalter leben. Gern will ich Ihre zarten Gemüther mit einem Gemälde des menschlichen Elends verschonen. Ich verweise Sie deshalb bloß auf das reichhaltige Gemälde, das bereits der seelige Herr Salzmann in Schnepfenthal vor vielen Jahren davon

entworfen hat *). Und damal, als Herr von Karlsberg noch lebte, war es doch wahrhaftig nicht den zehnten Theil so ſchlimm als jetzt. Damal konnte man noch ruhig ſeine Dukaten zählen und ganz gemüthlich ſein Gläschen Champagner oder ſein Täſſchen Kaffee trinken. Aber jetzt, ach du lieber Gott! — ſeitdem das Konſtituzionsfieber die Welt an allen Ecken und Enden erſchüttert und die demagogiſchen Umtriebe die Menſchen nicht einmal mehr ruhig ſchlafen laſſen — jetzt kann man auch nicht mehr in Ruhe ſeine Dukaten zählen und ſein Gläschen oder Täſſchen trinken. Ja, als wenn wir auf der Erde ſelbſt nicht genug Feinde unſrer Ruhe hätten, ſo wirft ſeit einiger Zeit auch der Mond ſo oft mit Steinen nach uns, daß man hienieden ſeines Lebens nirgend mehr ſicher iſt, alſo auch deſſen nicht mehr froh werden kann. Wenn daher dieſe ſublunariſche Welt zu irgend einer Zeit den Namen eines Jammerthals verdiente, das man je eher je lieber verlaſſen müſſe, ſo verdient ſie ihn jetzt. Zur Verlaſſung dieſes Jammerthals thut uns nun die Luftſchifferkunſt den beſten Vorſchub. Zwar hat unlängſt Herr von Göthe oder vielmehr ein Herr Götheler, Schildknappe des Erſteren auf der kritiſchen Stechbahn in Jena, die herrliche Entdeckung gemacht, daß die anſtändigſte Art, ſich aus dieſem Jammerthale zu retten, ſei, wenn man ſich

*) S. Salzmann's Roman: Karl von Karlsberg oder das menſchliche Elend.

allmälig zu Tode faste *). Denn alsdann empöre man sich keineswegs gegen die Gesetze der Natur, sondern man schlage ihr bloß mit stoischer Apathie ihre ungestümen Forderungen ab. Leider aber giebt es unter uns noch viel gemeine Naturen, denen Essen und Trinken so wohl behagt, daß sie sich von dieser freundlichen Gewohnheit ihres Daseins und Wirkens durchaus nicht trennen wollen. Und das Sterben ist, man mag nun vor Hunger und Durst, oder durch Wasser, Feuer, Gift, Dolch, Strick, oder Pulver und Blei sterben, doch immer ein fataler Kasus. Das beste Mittel also, aus diesem Jammerthale mit heiler Haut und bei lebendigem Leibe zu kommen, ist, sich auf ein Luftschiff zu setzen, der Erde ein Schnippchen zu schlagen und mit vollen Segeln dem Himmel zuzusteuern. Da kann man mit den seligsten Vorgefühlen der Freuden jenseit des Mondes, der doch eigentlich auch nur ein elendes Bruchstück oder Anhängsel von der Erde ist, ausrufen:

Ade, du falsche Erdenwelt! —
Bleibt mir nunmehr vom Leibe,
Ihr, die ihr dort euch zwickt und prellt
Zum bösen Zeitvertreibe!
Hier ruh' ich jetzt am sichern Bord,
Und schwimm' in Himmelsräumen fort.

*) S. die Rezension von Göthe's Wahlverwandtschaften in der Jenaer Literaturzeitung.

Kanonen donnern hier nicht mehr,
Die Pelotons verſtummen,
Kein Bajonnet droht hier, kein Speer,
Nur Zephyrlüftchen ſummen.
Frei bin ich nun von aller Qual;
Ade, ade, du Jammerthal!

Doch, ich vergeſſe mich. Sie ſehen, daß die bloße Betrachtung der freieſten, ſchönſten und erhabenſten aller Künſte mich ſelbſt emporgehoben, meiner Rede einen lyriſchen Schwung gegeben und mich ſogar zu einem poetiſchen Poeten gemacht hat. Und das können Sie wohl als ein viertes, vielleicht das ſtärkſte Argument für die hohe Vortrefflichkeit der Luftſchifferkunſt annehmen. Denn wenn das bloße Drandenken ein ſo proſaiſches Gemüth, als ein Profeſſor der Logik und Metaphyſik von Rechtswegen haben muß, dergeſtalt begeiſtern kann, daß es ſich unwillkürlich in Verſen ausſpricht, ſo muß die Kunſt, die ſolche Wunder thut, wahrhaftig noch mehr als die vortrefflichſte ſein.

Aber, werden Sie ſagen, was hilft alle Vortrefflichkeit deiner imaginirten Kunſt, wenn du uns nicht ſagen kannſt, wie wir es machen ſollen, um in den unendlich weiten Welträumen herumzuſchiffen? — Dieſe Bemerkung iſt ſehr richtig. Sie erinnern mich dadurch an mein früheres Verſprechen, und ich eile, es im zweiten Theile meines Vortrags zu erfüllen.

Um aber auch hier möglichſt ſyſtematiſch zu Werke zu gehn, werd' ich Ihnen zuerſt ſagen, wie Sie es nicht

machen ſollen, nachher aber, wie Sie es machen ſollen. Bei der Anweiſung zum Nichtmachen werd' ich dem Leitfaden der Geſchichte folgen, da, wie Sie wiſſen, Erfahrung die beſte Lehrmeiſterin iſt.

Aus der alten Geſchichte iſt Ihnen bekannt, daß vor langen Zeiten ein junger Herr, Namens Ikarus, lebte. Dieſer Wagehals, ein Sohn des kunſtfertigen Meiſters Dädalus, machte den kühnen Verſuch — den erſten, ſo viel man weiß — die Luft zu durchſchiffen. Er ließ ſich von ſeinem Vater Flügel anſetzen, die aus Federn mit Wachs zuſammengeklebt waren, und ſchwang ſich damit in die Lüfte. Als er ſich aber zu hoch erhob, ſchmolz das Wachs von der Sonnenwärme, die Federn ſeiner Flügel flogen ſelbſt davon, und, eh' er ſich's verſahe, lag der junge Held im Waſſer. Denn unglücklicher Weiſe befand er ſich gerade über dem Meere, als die Federn ſeiner Flügel das Reißaus nahmen, und ſo muſſt' er eines jämmerlichen Todes ſterben, ob er gleich nachher die Ehre genoß, daß zur Erhaltung des Andenkens an ſeine kühne Heldenfahrt dieſer Theil des Meeres nach ſeinem Namen benannt wurde. Nun haben zwar manche ungläubige Seelen die Wahrheit dieſer Erzählung bezweifeln wollen, vornehmlich aus dem Grunde, weil es in den obern Luftregionen nicht wärmer, ſondern vielmehr kälter als hier unten ſei; weshalb auch auf hohen Bergen beſtändig Schnee und Eis liege und die heutigen Luftſchiffer ſich mit Wildſchuren und Pelzſtiefeln verſehen, um nicht dort oben wohl gar zu erfrieren. Allein da es uns

hier bloß um Prüfung der ikariſchen Luftſchwimm-Methode zu thun iſt, ſo kann es uns völlig gleichgültig ſein, ob die Wachsflügel des Ikarus dort oben vor Hitze zerfloſſen oder vor Kälte erſtarrten. Genug, er fiel herunter, und daraus erkennen wir, daß ſeine Methode nichts taugte. Darum können wir es auch nicht billigen, daß neuerlich ein Herr Degen in Wien dieſe alte Flügelmethode wieder aufgewärmt hat. Denn wenn auch die Flügel weder zerſchmelzen noch erſtarren, ſo iſt es ja offenbar, daß ſie endlich ermüden müſſen und daher ein ſolcher Luftfahrer bald wieder herabzukommen genöthigt iſt, gleich den Vögeln des Himmels, die, wenn ſie ſich auch nach Humboldt's Beobachtungen ſelbſt über die höchſten Berge erheben, dennoch über kurz oder lang wieder herabkommen müſſen, um ſich auszuruhen. Wir wollen aber nicht bloß nachmachen, was die Natur uns vormacht, ſondern wir ſuchen als echte Originalgenies eine idealiſche Luftſchifferkunſt, bei der wir uns nicht wieder zur Erde herabzulaſſen brauchen, ſondern es uns frei ſteht, ihr auf ewig Valet zu ſagen. Und ebendarum können wir auch von den Flugkähnen des unermüdlichen Fluglüftlers Zachariä keinen Gebrauch machen *).

*) S. Aug. Wilh. Zachariä's Flugluft, Fluges Beginnen und Fluges Fortgang. Leipzig, 1822. 8. Der wackere Mann iſt nun leider ſelbſt ſchon von der Erde weggeflogen, und ſeine intereſſanten Verſuche ſcheinen mit ſeiner ſterblichen Hülle vergraben, bis ſie ein Andrer,

Eine ganz andre Methode erfand Ihre Königliche Hoheit, die kolchiſche Prinzeſſin Medea. Sie ſpannte vor einen Wagen zwei geflügelte Drachen und kutſchirte mit ſelbigen nach Belieben durch die Lüfte. Dieſe Methode wäre an ſich ſo übel nicht. Allein in unſern Zeiten iſt ſie leider nicht mehr anwendbar. Denn es iſt zu merken, daß Prinzeſſin Medea, mit Erlaubniß zu ſagen, eine kleine Hexe war und wahrſcheinlich mit dem leibhaftigen Gottſeibeiuns im zauberiſchen Bunde ſtand, gleich jenen Frauen, die zu den Zeiten unſrer Urgroßmütter in der Walpurgisnacht auf Beſenſtielen nach dem berüchtigten Berge ritten, den Gleim in ſeinem bekannten Trinkliede den langen Herrn Philiſter nennt, auf dem der Kukuk und ſein Küſter die Kreuz und Queere tanzen. Seitdem nun die Peſt im kultivirten Europa zu wüthen aufgehört und ſtatt derſelben die verwünſchte Aufklärung zu graſſiren angefangen hat, giebt es leider keine Zauberei und Hexerei mehr, und folglich auch keine reitbaren Beſenſtiele und keine geflügelten Drachen. Selbſt Mephiſtopheles iſt durch die leidige Aufklärung ſo kopfſcheu geworden, daß er ſich gar nicht mehr blicken läſſt und darum auch nicht mehr ſo dienſtfertig iſt, wie weiland gegen den D. Fauſt, den er auf Begehr mir nichts dir nichts durch die Lüfte trug. Wär' er's aber auch noch, ſo würd' es doch bedenklich ſein, von ſeinen Dienſten Gebrauch zu machen, da er

---

mit mehr Mitteln ausgerüſtet, wieder ins Leben rufen wird.

ſich am Ende durch Halsumdrehen und noch ſchlimmere Prozeduren für ſeine Mühe allzutheuer bezahlt macht. Wir müſſen uns alſo nach einer andern Methode umſehn, bei der alles nach dem Geſchmacke des Zeitalters fein natürlich zugeht. Denn dieſer Geſchmack iſt nun einmal ſo verdorben, daß ſelbſt die großen Mirakel Seiner Hochwürdigen Durchlaucht, des fürſtlichen Domherrn von Hohenlohe, beim ungläubigen Publikum nicht mehr verfangen wollen. Somit wenden wir uns von der alten Zeit, in der alles von Wundern wimmelt, zu der neuen, in der die Wunder nur zuweilen aus den Federkielen dienſtfertiger Zeitungsſchreiber hervorkriechen.

In dieſer neuen Zeit nun hat man unlängſt viel Aufhebens gemacht von jenen großen Seifenblaſen, die man zur Ergötzung des ſchauluſtigen Publikums zuerſt in Frankreich, dann in ganz Europa, und zuletzt auch in den übrigen Welttheilen, bald allein, bald mit Hammeln, Hunden und Katzen, endlich gar mit Herren und Damen befrachtet, aufſteigen ließ. Bekanntlich nennt man ſie Aeroſtaten oder Luftballons. Ich möchte ſie lieber mit einem rein deutſchen Worte Windbälge nennen, nicht bloß dem ſeligen Campe zu Liebe und aus Haß gegen alle Ausländerei, ſondern auch um die großen Reſultate zu bezeichnen, die bis jetzt aus jener franzöſiſchen Erfindung hervorgegangen. Ohne indeſſen die Verdienſte der Montgolfiers, Blanchards, Garnerins, Robertſons und andrer berühmter Künſtler der Art verkleinern zu wollen, behaupt' ich dennoch, daß für unſern

Zweck von jener Erfindung gar kein Gebrauch zu machen. Denn zu geschweigen, daß ein solcher Windbalg durch unglückliche Zufälle leicht platzen oder gar verbrennen kann, folglich ein Windbalgschiffer jeden Augenblick in Gefahr ist, mitten im stolzesten Aufschwunge von der Erde, herabzustürzen und den Hals zu brechen, was man viel leichter haben kann: so ist auch zu bedenken, daß alle Windbalgschiffer, selbst bei der glücklichsten Fahrt, in kurzer Zeit wieder herabsteigen müssen und sich in den obern Weltregionen, nach denen uns doch allein gelüstet, gar nicht umsehn können. Selten erheben sie sich mit Mühe und Noth, indem sie sich schier aus Augen, Nase und Ohren verbluten und dabei nach Luft schnappen, wie Fische auf dem Lande nach Wasser, bis zum Gipfel der höchsten Berge und erreichen noch nicht einmal den Schwung des hoch über dem Schimborasso in majestätischer Ruhe schwebenden Kondors. Solch ein Luftschiffen ist nicht der Rede werth, geschweige des Geldes, das der Windbalg verschluckt, und der Kopf- und Rippenstöße, die er dem Schiffer versetzt, wenn dieser landen will, wofern er anders landen kann und nicht etwa, wie der Graf Zamboccari, vom Meere verschlungen zu werden bedroht wird.

So komm' ich denn nun endlich zu dem einzig tauglichen Mittel, eine wirkliche Reise durch alle Himmelsräume zu machen und das ganze Weltall nach und nach mit Muße zu beschauen. Da ich mich aber nicht mit fremden Federn schmücken will, so gesteh' ich ganz offen-

herzig, daß ich es nicht ſelbſt erfunden, ſondern aus Lambert's kosmologiſchen Briefen entlehnt habe, obwohl der Verfaſſer es nur angedeutet; weshalb ich es jetzt ausführlicher entwickeln will. Bevor ich mich jedoch über die Natur und den Gebrauch dieſes Mittels erkläre, erlauben Sie mir, einige Bemerkungen über das Weltgebäude voraus zu ſchicken, ſo weit wir es bis jetzt von unſrem Maulwurfshügel aus in der Ferne haben entziffern können.

Bekanntlich wird unſre Sonne, die nach Herſchel's Meinung ſelbſt auf einer Reiſe nach dem Sternbilde des Herkules begriffen iſt, von einer Menge Trabanten auf dieſer Reiſe begleitet. Dieſe Trabanten zerfallen, wie die Affen, in zwei Klaſſen, geſchwänzte und ungeſchwänzte. Die erſten heißen auch Kometen oder Bartſterne, die letzten Planeten oder Irrſterne, obgleich jene ſo gut und noch mehr als dieſe umherirren. Sie dürfen aber nicht glauben, Hochverehrteſte, daß jene großen Körper unempfindſame Klötze ſind; vielmehr ſind ſie nach den Entdeckungen der neueſten Naturphiloſophen (die man jedoch ſtark im Verdacht hat, dieſe Idee den älteſten abgeſtohlen zu haben) insgeſammt Thiere, wie die Sonne ſelbſt. Ebendarum ſind ſie auch dem allgemeinen Geſetze der thieriſchen Welt, dem Geſetze der Liebe, unterworfen. Ihre Liebe iſt aber nicht ſo grobſinnlich, wie die irdiſche, ſondern rein platoniſch, wie es himmliſchen Weſen, die nur von Aether und Licht leben, geziemt. Von der ewig jugendlichen Schönheit ihrer Geliebten angezogen und im beſtändigen

Anschauen derselben verloren, umkreisen sie die Sonne in weiten Entfernungen, strebend zwar sich ihr allmälig zu nähern, aber stets durch deren jungfräuliche Sprödigkeit zurückgestoßen. Man hat freilich behaupten wollen, sie näherten sich ihr wirklich, indem sie dieselbe in immer engern und engern Bahnen umkreisten, so daß am Ende sich alle Trabanten der Sonne mit ihr vereinigen würden. Was wollte aber die bedrängte Sonne mit allen den Liebhabern machen, wenn sie dieselben nicht immer in ehrerbietiger Entfernung hielte? Auch glaub' ich für das Gegentheil einen sehr bündigen Beweis führen zu können. Man hatte nämlich seit langer Zeit zwischen Mars und Jupiter einen solchen Liebhaber der Sonne vermisst. Endlich entdeckte man vor einigen Jahren nach und nach vier kleine Körperchen, die fast in gleichen Entfernungen die Sonne, wie die übrigen Planeten, umkreisen. Man vermuthete daher, der Planet, der ursprünglich in dieser Gegend sich um die Sonne drehte, sei einmal zerplatzt, und wir sähen daher jetzt nur noch die Stückchen davon. Diese Vermuthung ist auch ganz richtig. Aber warum, frag' ich, und wodurch ist dieser Planet zerplatzt? Hierüber hat noch niemand einen befriedigenden Aufschluß gegeben. Ich kann ihn geben. Das Räthsel löst sich von selbst durch folgende naturphilosophische Theorie. Dieser Planet war ein ungeduldiger Liebhaber, der, minder platonisch als die übrigen gesinnt, sich nicht mit dem bloßen Anschauen der Sonne begnügen wollte. Von hoffnungsloser Sehnsucht gequält fasst' er aus Verzweiflung den Entschluß, seinem

Leben ein Ende zu machen; und da unglücklicher Weise zu jener Zeit die Wahlverwandtschaften von Göthe und die Jenaer Literaturzeitung noch nicht existirten, die ihm ein edleres und schicklicheres Mittel hätten darbieten können, so empört' er sich gegen die Gesetze der Natur, setzte ein stark geladnes Pistol auf die Brust und zerschmetterte dadurch seinen Leib dergestalt, daß jetzt nur noch die todten Bruchstücke desselben in der gewohnten Bahn umlaufen. Zu einem so desperaten Mittel, sich von der Liebespein zu befreien, hätte der Planet gewiß nicht seine Zuflucht genommen, wenn er die Hoffnung gehabt hätte, noch einst mit der Sonne vereinigt zu werden.

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung, die Sie mir wegen der eben so neuen als tiefsinnigen Auflösung eines schweren astronomischen Problems gewiß verzeihen werden, zur Hauptsache zurück. Die Planeten sind, wie Sie schon aus diesem einzigen Beispiele sehn, die getreuesten Liebhaber der Sonne. In ihren nur wenig exzentrischen Bahnen sind sie, fast immer in derselben Entfernung, die beständigen Begleiter ihrer Geliebten. Ganz anders ist die Natur der Kometen. Schon ihre langgedehnten, im höchsten Grade exzentrischen Bahnen beweisen ihre Unbeständigkeit und Treulosigkeit. Nachdem sie sich eine kurze Zeit der Sonne genähert und an deren Anblick ergötzt haben, entfernen sie sich wieder weit von ihr auf desto längere Zeit, nähern sich dadurch andern Sonnen und springen zum Theile gar von jener ab, wenn sie von diesen zu stark angezogen werden. Gleich den Schmetterlingen, die

von Blume zu Blume hüpfen, um aus jeder Honig zu saugen, wandeln auch sie von Sonne zu Sonne und verlassen treulos eine nach der andern. Dieß kann, beiläufig gesagt, unsern irdischen Sonnen zu einigem Troste gereichen, wenn sie gleichfalls von manchem ihrer Liebhaber treulos verlassen werden. Denn wenn die himmlischen Sonnen mit ihrer glänzenden Schönheit nicht alle Liebhaber fest zu halten vermögen, wie sollt' es den irdischen zur Schmach gereichen, wenn sie ein gleiches Schicksal trifft! Und auch den irdischen Liebhabern kann es wenigstens zu einiger Entschuldigung dienen, wenn sie in einen Fehler fallen, von dem sogar himmlische Wesen nicht frei sind.

Die Kometen haben nun ferner das Eigne, daß sie mit langen Schweifen versehen sind. Manche Physiker haben zwar diese Schweife für Hörner gehalten und daher die Kometen gehörnte Sterne genannt. Allein wie sollten die Kometen bei dem reinen, unschuldigen Gemüth der Sonne zu Hörnern kommen? Es ist wahrlich hart, daß die Verleumdungssucht auch bis in jene Regionen sich erstreckt! Und was für Gründe könnte man für einen so bösen Verdacht anführen? Etwa, daß auch die Sonne ihre Flecken hat, und daß sie eine Reise zum Herkules macht? — Aber muß denn eine Dame, wenn sie auf Reisen geht, gerade auf neue Liebhaber ausgehn? Und was sind die sogenannten Sonnenflecken anders, als Trauerwolken, die sich vor das Antlitz der Sonne ziehn, wenn sie ein treuloser Komet verlassen hat, so wie die sogenann-

ten Sonnenfackeln nichts anders ſind, als Freudenthränen, die ſie über die Wiederkehr eines verloren geglaubten Schäfleins vergießt. Eben dieſes Gehn und Wiederkehren der Kometen aber führt uns nun geraden Wegs zu unſrem Ziele. Denn Sie werden es längſt errathen haben, daß mein neues Mittel zum Luftſchiffen kein andres iſt als — der Schweif eines Kometen. Die Schweife der Kometen ſind nämlich ſo ungeheuer lang, daß, wenn ein Komet bei ſeiner Umkreiſung unſrer Sonne auch uns ſelbſt näher kommt, die Spitze ſeines Schweifes gar leicht an der Erde hinſtreifen kann, ohne ihr den geringſten Schaden zuzufügen. Ein raſcher Sprung auf dieſen Schweif verſchafft alſo jedem, der Luſt hat, auf der Stelle das Mittel, ſich wie auf einem Schiffe durch die Welt tragen zu laſſen und alles, was in den himmliſchen Regionen vorgeht, wohlgemuth zu beſchauen. Die Furcht vor den Kometen wird hoffentlich niemanden abhalten, jenen Sprung zu wagen. Denn heutzutage ſind wir ja alle ſo aufgeklärt und muthig, daß wir uns vor nichts fürchten, als höchſtens vor Verſchwörungen der Schulknaben. Auch darf man kein Rütteln und Stoßen beſorgen. Denn ſo wenig wir den Umſchwung der Erde fühlen, ſo wenig werden wir auch vom Laufe des Kometen empfinden. Nur Eins vergeſſe man nicht — die Mundproviſion! Denn dafür kann ich nicht ſtehn, daß man dieſe auf der Spitze des Schweifs ſogleich finden werde. An Luft zum Athmen aber wird es ſicher nicht gebrechen, da jeder Weltkörper ſeine Atmoſphäre hat. Auch iſt es möglich, bei län-

gerer Lebensdauer, die sich dort oben mit Recht erwarten läßt, auf ebendieselbe Art, wie man hinauf gekommen, wieder einmal zur Erde herab zu kommen, wenn anders jemand Lust dazu hätte. Ob aber ein Kometenschweif Festigkeit genug habe, um Lasten zu tragen, oder ob er selbst nur eine leuchtende Kometen-Atmosphäre sei, hab' ich zur Zeit noch nicht ergründen können. Es kommt daher auf die erste Probe an. Sobald diese gemacht ist, werd' ich die Ehre haben, weitern Bericht zu erstatten.

II.

Ueber das Tabakrauchen.

Man hat sehr viele Abhandlungen über die unerkannten Wohlthaten Gottes, aber keine über die unerkannten Vorzüge der Männer und der Weiber. Dieß kommt nicht etwa daher, als wenn dergleichen Vorzüge nicht vorhanden wären. Ich behaupte vielmehr, daß gerade die wichtigsten und bedeutendsten Vorzüge beider Geschlechter noch nicht gehörig erkannt sind, und werde dieß heute an einem merkwürdigen Beispiele zeigen. Es muß also andre Gründe jener Erscheinung geben.

Was nun das weibliche Geschlecht anlangt, so wird es niemanden befremden, daß die Vorzüge desselben noch nicht alle gehörig erkannt sind. Denn da dieses Geschlecht vermöge seiner natürlichen Bescheidenheit von jeher darauf ausgegangen, nicht nur seine innern, sondern auch sogar seine äußern Vorzüge vor den profanen Augen der Männer möglichst zu verbergen, so ist es sehr natürlich, daß

man die Vorzüge deſſelben noch nicht genug erkannt hat. Und da zugleich die Weiber als geborne Feindinnen aller Eitelkeit nichts weniger lieben, als öffentliches Lob — ſelbſt wenn ſie Schriftſtellerinnen wären — ſo iſt es auch kein Wunder, daß bei aller Schreibſeligkeit unſrer Zeiten ſich noch kein Autor gefunden, der in einer beſondern Schrift die unerkannten Vorzüge des weiblichen Geſchlechts abgehandelt und ſie dadurch der Welt zur vollſtändigen Anerkennung und richtigen Würdigung bekannt gemacht hätte. Denn er würde dafür weder Dank noch Beifall vom ſchönen Geſchlechte eingeerndtet haben. Und was hat ein armer Schriftſteller für alle ſeine Mühe bei Tag und bei Nacht, wenn er zwar von den Buchhändlern, aber nicht von den Weibern ein gutes Honorar empfängt! — Daher bin auch ich ſehr weit entfernt, gegenwärtig den Schleier lüften zu wollen, der ſo manchen Vorzug des ſchönen Geſchlechts in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt.

Aber daß es auch unerkannte Vorzüge der Männer giebt, und daß unter den Legionen von Schriftſtellern aller Völker und Zungen noch keiner dieſe verborgnen Schätze ſeines Geſchlechts in einer eignen Schrift abſichtlich an's Tageslicht gezogen hat, dieß ſcheint mir in der That das wunderbarſte von allen Wundern. Denn wenn man bedenkt, wie anmaßend und ruhmredig die Männer ſind, ſo daß ſie ſich nicht geſcheuet haben, ſich ſelbſt die Herren der Schöpfung und ihr Geſchlecht das erſte zu nennen, während ihnen doch als gebornen Dienern der Frauen offenbar nur der zweite Rang zukommt: ſo ſollte

man glauben, sie würden auch nichts Angelegentlicheres gehabt haben, als alle ihre Vorzüge recht breit und ausführlich darzulegen, um dadurch ihre großen Ansprüche vor den Augen der Welt zu rechtfertigen. Gleichwohl ist das Gegentheil geschehen; und was das Allerseltsamste ist, man hat gerade die größten und herrlichsten Vorzüge der Männer für Unarten ausgegeben, so daß es viele Individuen dieses Geschlechtes giebt, die sich freiwillig jener Vorzüge entäußern, um nur nicht für unartig gehalten zu werden. Ich werde mich begnügen, aus der großen Zahl dieser Vorzüge heute nur einen hervorzuheben, der mir gerade der vorzüglichste scheint, und dieser ist — das Tabakrauchen.

Ich sehe leider, wie sich schon bei diesem bloßen Worte manche schöne Stirn kräuselt und manches wohlgebildete Näschen rümpft; aber ebendieß nöthigt mich um so mehr, die Sache recht gründlich zu behandeln und in das gehörige Licht zu setzen — ex fumo dare lucem, wie ein altrömischer Dichter sagt — da sie für die Glückseligkeit des menschlichen und besonders des häuslichen Lebens von der größten Wichtigkeit ist. Ich behaupte nämlich, daß das Tabakrauchen die größte häusliche Tugend des Mannes, ja daß sie Grund und Wurzel aller übrigen häuslichen Tugenden desselben, daß sie aber auch nur ihm allein eigen sei. Zwar hat es hin und wieder männliche Weiber gegeben, welche sich auch diesen Vorzug anzueignen suchten, gleichsam als wenn der Mann gar nichts Eigenthümliches für sich behalten sollte. Allein es hat da-

mit nie recht gelingen wollen; und so schnell sich auch sonst die Moden unter dem weiblichen Geschlechte verbreiten, so hat doch die Mode des Tabakrauchens kein Glück bei demselben machen wollen. Vielmehr hat man das Tabakrauchen der Weiber immer für eine Pfuscherei in fremdes Handwerk gehalten. Es scheint daher, daß dieser Vorzug der Natur des weiblichen Geschlechts widerstrebe und für immer ein ausschließliches Eigenthum des männlichen bleiben müsse.

Aber — hör' ich besonders die Damen fragen — womit willst du beweisen, daß das Tabakrauchen ein unerkannter Vorzug deines Geschlechts, eine wirkliche Tugend der Männer, ja daß sie Grund und Wurzel aller häuslichen Tugenden derselben sei? — Dieser Beweis wird mir nicht schwer fallen. Ich hoff' ihn auf die einfachsten und einleuchtendsten Gründe zu stützen, wenn Sie mir nur zuvörderst folgende Sätze zugeben wollen.

Unter häuslichen Tugenden der Männer versteh' ich solche, wodurch die Männer eine besondre Geschicklichkeit erhalten, brauchbare Hausthiere oder nützliche Werkzeuge in den Händen der Frauen zur Führung des Hausregiments zu werden. Diese häuslichen Tugenden setz' ich den bürgerlichen entgegen, vermöge welcher die Männer eine gewisse Oberherrschaft über die Außenwelt und also auch über das schöne Geschlecht, womit die Außenwelt so lieblich geschmückt ist, erhalten oder wenigstens zu erhalten streben. Sie sehen leicht ein, daß diese beiden Arten von Tugenden einen starken Kontrast bilden und

daher ſchwerlich in einer und derſelben Perſon beiſammen ſein können. Ebendarum finden wir auch, daß große Staatsmänner und Helden nicht viel von jenen häuslichen Tugenden halten und eine Frau eben ſo leicht nehmen und geben, als unſer Einer ein Kleid an- und auszieht. Ja ſelbſt die alten Griechen, die doch ſo viel Sinn für Schönheit hatten, aber bekanntlich keinen Tabak rauchten, waren nichts weniger als galant gegen ihre Hausfrauen, indem ſie weit mehr nach bürgerlichen als nach häuslichen Tugenden ſtrebten.

Es kann nun bei dem wenigen Troſte, der heutzutage aus der bürgerlichen Welt überhaupt zu holen iſt, gar nicht zweifelhaft ſein, welcher von beiden Arten der männlichen Tugenden eigentlich der Vorrang gebüre. Wie viel Unheil und Elend würde in der Welt weniger ſein, wenn ſich die Männer mehr auf die häuslichen, als auf die bürgerlichen Tugenden legen wollten! — Geſetzt nun aber, daß das Tabakrauchen ein wichtiges Beſödrungsmittel der häuslichen Tugenden der Männer wäre, ſo wär' es ja klarer als das mittägliche Sonnenlicht, daß das ſo oft verſpottete und verwünſchte Tabakrauchen ein bisher verkannter Vorzug aller derjenigen Männer, welche dieſe Kunſt treiben, und daß nichts mehr zu wünſchen ſei, als daß alle Männer ſich recht mit Eifer auf das Studium dieſer Kunſt legen möchten.

Es ſind aber der häuslichen Tugenden der Männer, deren Grund und Wurzel das Tabakrauchen iſt, an der Zahl gerade ein halbes Duzend und Eine — denn die böſe

Sieben möcht' ich hier nicht gern aussprechen — nämlich: Frugalität, Offenherzigkeit, Geduld, Gefälligkeit, Geselligkeit, Treue und Ehrwürdigkeit. Lassen Sie uns sehn, wie sehr das Tabakrauchen alle diese Kardinaltugenden befördre!

Was die Frugalität betrifft — diese erste aller häuslichen Tugenden, besonders in unsern Zeiten, die den Haus- und Ehestand durch Geldverlegenheit so oft zu einem Kreutz- und Wehestand machen — so darf man nicht etwa glauben, daß ein Pfund Tabak, wöchentlich vom Familienvater verschmaucht, zu den überflüssigen Luxusartikeln gehöre. Denn für's Erste braucht es ja eben kein theurer ost- oder westindischer Knaster zu sein. Die Sandsteppen an der Elbe und Oder, so wie — um ein uns näher liegendes Oertchen zu nennen — die Höhen von Stötteritz, versorgen uns ja reichlich genug mit vaterländischen Blättern, welche die Beize eines geschickten Fabrikanten in ein schmackhaftes, süßduftendes und wohlfeiles Genussmittel umzuwandeln im Stande ist. Aber es wird auch zweitens der geringe Aufwand, den dieser Genuß verursacht, sehr reichlich durch andre Ersparungen ersetzt. Aller der Leckereien und Näschereien, womit uns die edle Kunst, den Gaumen zu kitzeln, in so reichem Maße versorgt, des Gebacknen und Gefrornen, der Austern und Muscheln, der feinen Weine und Liköre, bedarf ein echter Tabakraucher nicht. Eine Pfeife Tabak geht ihm über alles. Er wünscht nicht, wie jener Schmecker, so viel

Mägen in ſich als Schüſſeln vor ſich zu haben, und verweilt nicht einmal gern lange bei Tafel, um nur ſeine geliebte Pfeife bald wieder an Mund und Herz drücken zu können. Wie viel Aufwand erſpart alſo eine ſorgſame Hausfrau, wenn ſie ihrem Ehekonſorten dieſen unſchuldigen Genuß erlaubt! Und wie viel gewinnt ſie durch dieſe Frugalität ihres Mannes an Mitteln, um Bänder, Spitzen, Perlen und andre zu einer vollſtändigen Hauswirthſchaft nöthige Dinge herbeiſchaffen zu können!

Aber noch mehr gewinnt ſie durch die Offenherzigkeit, zu der ein rauchender Mann ſich ſo leicht hingezogen fühlt. Es plaudert ſich ſo gut, wenn der Mann, nachdem er des Tages Laſt und Hitze getragen, am Abend bei einer Pfeife Tabak der Ruhe pflegt. Der Rauch löſt ihm gleichſam die Zunge, und mit dem Rauche entwiſcht ſo manches Geheimniß über ſeine Lippen, das er ſonſt tief im Innerſten ſeines Herzens verſchloſſen haben würde. Wie viel aber einer klugen Hausfrau daran gelegen ſein müſſe, den Geheimniſſen ihres Mannes Luft zu verſchaffen — nicht aus Neugierde, deren man die Frauen ſo oft, wiewohl mit Unrecht, beſchuldigt, ſondern bloß aus Liebe zum Manne und aus Sorge für ſein eigenes Wohl — das liegt am Tage. Denn ein Geheimniß iſt für ein fühlendes Herz immer eine drückende Bürde. Es beängſtigt, verſtimmt, macht launiſch, und ſtört überhaupt das vertrauliche Benehmen, das zwiſchen Ehekonſorten immerfort beſtehen ſoll.

Auch die Geduld rechnete ich vorhin zu den häuslichen Tugenden des Mannes, und ich hoffe, daß mir niemand hierin widersprechen werde. Was kann aber der Geduld des Mannes eine kräftigere Nahrung geben, als jenes nikozianische Kräutlein, dem selbst die Aerzte eine narkotische Kraft beilegen, und das ich daher das wahre Kräutlein Patientia, die echte Hauspanazee nennen möchte! Wie mürrisch, störrisch und zänkisch auch jezuweilen — denn selten nur kommt es beim zarteren Geschlechte zu solchen Extremen — die liebe Hausfrau sei, den tabakrauchenden Ehegespann kann das alles nicht in Harnisch bringen. Er hüllt sich in seinen Dampf, wie ein steischer Philosoph in seine Tugend, oder wie ein homerischer Held, dem der Feind hartnäckig zusetzt, in eine graue Nebelwolke; und Ruhe und Friede senken sich auf beide Gatten wie ein erquickender Himmelsthau aus jenem Dampfe herab. So wirkt der Tabaksrauch auf das Ehepaar, wie ein sänftigendes Pulver oder ein schmerzstillender Spiritus. Er stärkt die Geduld des Mannes in der harten Prüfungsstunde und flößt auch dem Weibe mildere Gesinnungen ein. Kurz er thut dieselben Dienste, die einst der Rauch von einer verbrannten Fischleber dem Tobias durch Vertreibung des Eheteufels Asmodi erzeigte. Ja ich bin überzeugt, wenn man damal den Tabaksrauch schon gekannt hätte, Tobias würde sich desselben mit eben so gutem Erfolge bedient haben, als des Rauches von der Fischleber. Und da uns heutzutage jener Fisch mit der wunderbaren Leber nicht mehr bekannt ist, so ist

es ein wahres Glück, daß uns die neuere Kunst ein eben so probates Mittel zur Vertreibung aller bösen Eheſtandsgeiſter bekannt gemacht hat.

Soll ich nun erſt noch beweiſen, daß die Gefälligkeit des Mannes durch eben dieſes Mittel wachſe und zunehme? — Doch könnte man ſagen: Ein geduldiger Mann iſt darum noch kein gefälliger Mann. Die Geduld iſt ja nur eine negative, die Gefälligkeit hingegen eine poſitive Tugend. — Allein was für ein Barbar müſſte der Mann ſein, dem eine zärtliche Gattin erlaubt, ihr täglich Kleider und Vorhänge und Möbeln zu durchräuchern, bloß um ihn nicht in dem ſüßeſten ſeiner Genüſſe zu ſtören, wenn er dieß nicht mit dankbarem Herzen erkennen, wenn er nicht ihre Gefälligkeit durch die unbeſchränkteſte Gegengefälligkeit erwiedern wollte? Trifft daher das Sprüchwort: Eine Hand wäſcht die andre, irgendwo zu, ſo muß es hier ſeine Wahrheit bekunden, wo im täglichen Umtauſche gegenſeitiger Gefälligkeiten der eheliche Liebesknoten ſich immer feſter verſchlingen muß.

So brauch' ich denn auch nur wenig über die Beförderung der häuslichen Geſelligkeit durch den Tabaksrauch zu ſagen. Denn wie mancher Mann eilt nur darum aus den größern Geſellſchaftskreiſen, aus welchen das unerbittliche Geſetz der Konvenienz den Tabaksrauch verbannt hat, ſobald als möglich in den Schooß ſeiner Familie zurück, ja wie mancher meidet bloß darum jene großen Zirkel, damit er ruhig innerhalb ſeiner vier Wände

ein Pfeifchen ſchmauchen und mit den Seinigen ſich plaudernd ergötzen könne! Ob es alſo gleich nicht rathſam ſein möchte, daß man, wie weiland Friedrich Wilhelm I., Vater des großen und einzigen Königs, in ſeinem Hauſe ein ordentliches Tabakskollegium anlegte, weil ſonſt der allzuviele Qualm alle Muſen und Grazien aus ſolchen Nebelkoterien verſcheuchen würde: ſo dürften ſich doch die Muſen und Grazien wohl eine leichte Dunſtwolke gefallen laſſen, da ſelbſt Horaz den Poeten empfiehlt, erſt Rauch zu machen und hernach Feuer zu geben.

Daß nun mit der häuslichen Geſelligkeit die eheliche Treue ſehr nahe verwandt ſei, leidet wohl keinen Zweifel. Dieſe muß daher in gleichem Grade mit jener durch unſer Hausmittelchen befördert werden. In der That, es iſt nicht mit Worten auszuſprechen, welche Wunderkraft der Tabaksrauch auch in dieſer Beziehung hat. Es iſt leider allzubekannt, und darum muß ich's, obwohl ungern, eingeſtehn, daß die Männer einen natürlichen Hang zu allerhand Nebenliebhabereien haben. Da iſt nun wohl unſtreitig die unſchuldigſte von allen die Liebe zur Tabakspfeife. Dieſe Geliebte mag der Mann immerhin an Herz und Lippen drücken. Ohne alle Eiferſucht kann es die Gattin ſchauen. Ja ſie wird ebendarin ein Mittel finden, die Liebe des Mannes zu ihr ſelbſt immer von neuem anzufachen. Bei jedem Geburtstage — wo man ohnehin bei deſſen öfterer Wiederkehr in Verlegenheit kommt, was man noch ſchenken ſoll — kann ſie den lie-

den Ehekonsorten bald mit einem neuen Tabaksbeutel, bald wieder mit einer neuen Pfeife, bald auch nur mit einem neuen Kopfe oder wenigstens einer neuen Kopfverzierung überraschen. So wird der Tabak selbst zu einem neuen Liebeszunder, und im Augenblicke, wo sich jener entzündet, lodert auch das Herz in hohen Liebesflammen auf.

Endlich erlauben Sie mir noch ein paar Worte über die siebente unter den obgenannten Kardinaltugenden des Mannes zu sagen, ich meine die Ehrwürdigkeit. Hier zeigt sich das Tabakrauchen gleichsam in seinem höchsten Glanze, und ebendarum hab' ich diesen Hebel bis zuletzt verspart, um wie ein geschickter Trauerspieldichter Ihre Herzen im letzten Akte mit der größten Gewalt zu erschüttern. Man hat nämlich schon längst die Bemerkung gemacht, daß der größte Mann, im Schlafrocke gesehn, oft nur sehr klein erscheine. Wer hat nun wohl öfter Gelegenheit, einen Mann im Schlafrocke zu erblikken, als seine Ehegenossin? Und wer kommt dadurch mehr als sie in Gefahr, die hohe Idee zu verlieren, die von Rechts wegen jede Frau von ihrem Herrn Gemahl haben soll? — Wie soll nun da das verrückte Gleichgewicht zwischen Achtung und Neigung wieder hergestellt werden, wenn der Mann bald hier bald dort eine Blöße giebt und nicht ein suveränes Mittel besitzt, sich sogleich, selbst im Schlafrocke, wieder in die gehörige Positur zu setzen? Dieses suveräne Mittel ist das Tabakrauchen. Stellen Sie sich nur recht lebhaft einen Mann vor, sitzend

auf dem Großvaterſtuhle, wie auf einem Throne, angethan mit einem weiten Schlafrocke, wie mit einem Königsmantel, auf dem Haupte eine turbanartige Schlafmütze, in der Hand die lange zepterartige Pfeife, um ihn her ſich kräuſelnde und leicht dahinſchwebende Dampfwolken — und ich frage Sie, ob nicht auf der Stelle der homeriſche Jupiter leibhaftig vor Ihnen ſitzt, wie er mit einem bloßen Zuge ſeiner Augenbrauen den ganzen Olymp erbeben macht. Ja ich behaupte ohne Bedenken, der olympiſche Jupiter des Phidias würde der ſtaunenden Hellas weit erhabner vorgekommen ſein, wenn ihm der Künſtler ſtatt des wirklichen Zepters ein ſymboliſches, nämlich eine Tabakspfeife, in die Hand gegeben hätte. Doch müſſen wir den großen Künſtler deshalb entſchuldigen, da zu ſeiner Zeit die herrliche Kunſt des Tabakrauchens noch nicht erfunden war.

Ich ſage aber mit Bedacht die Kunſt des Tabakrauchens. Denn warum ſoll ich dieſes Rauchmachen nicht eine Kunſt nennen, da es nicht jeder von Natur kann, ſondern erſt, und oft mit großer Anſtrengung, erlernen muß, da ein eignes Geſchick dazu gehört, um mit dem gehörigen Anſtande zu ſchmauchen, und da es eben ſo gut Tabaksgenies und Tabaksvirtuoſen giebt, als Dichtergenies und Muſikvirtuoſen? Ja ich könnte, wenn ich wollte und die Zeit es erlaubte, noch weit mehr zum Lobe dieſer Kunſt ſagen. Denn — um nur Einiges im Vorbeigehn anzudeuten — welche Veranlaſſung giebt ſie zur

Geſchmacksbildung durch die herrlichen Gemälde und Bildwerke, die man häufig auf den ſchon in ſich ſelbſt ſchöngeformten Pfeifenköpfen als Zugabe findet! Welche Gelegenheit bietet ſie zur Uebung des Witzes durch die trefflichen Inſchriften und ſinnreichen Sentenzen, die gleichfalls auf jenen Köpfen angetroffen werden! Ja zu was für moraliſchen Betrachtungen laden eben dieſe Kunſtwerke dadurch ein, daß ſie oft im ſprechendſten Kontraſte die muntre Jugend mit dem hinfälligen Alter, die reitzendſten Geſtalten mit einem Knochengerippe, und das luſtigſte Leben mit einem kräftigen Memento mori zuſammenſtellen! — Gewiß, es wird noch eine Zeit kommen, wo man ſtatt einer weit entlegnen Bildergalerie oder Vaſenſammlung nur eine wohl ausgerüſtete Bude mit Pfeifenköpfen auf dem Markte beſuchen darf, um ſeinen Geſchmack zu bilden; wo man, ſtatt die Scharaden, Logogriphen und Räthſel in Zeitungen und Almanachen mühſam aufzuſuchen, ſie in einer ſolchen Bude ſogleich zu hunderten beiſammen finden wird, um ſeinen Witz zu üben; ja wo man, ſtatt Benjamin Schmolke's veralteter Morgen- und Abendandachten, nur ein paar Pfeifenköpfe kaufen darf, um darüber noch erbaulichere Betrachtungen, als über jenen weltberühmten Beſenſtiel, anzuſtellen. So wird die Kunſt des Tabakrauchens noch eine Menge von Wohlthaten über das ganze Menſchengeſchlecht aus ihrem Füllhorne ausſchütten und dadurch ihren Platz unmittelbar nach der unlängſt geprieſenen Luftſchifferkunſt einnehmen.

Doch es darf kein Vortrag ohne die gehörige Nutzanwendung ſchließen. Und ſo wag' ich es, noch den hochverehrten Frauen dieſes geſelligen Kreiſes eine dringende Bitte an's Herz zu legen. Verfolgen Sie nicht mehr mit Ihrem Haſſe eine ſo ſchöne und ſo edle Kunſt, wie die des Tabakrauchens! Scheuen Sie nicht die kleine Mühe, Ihre weißen Kleider, Tücher und Vorhänge ein paarmal öfter im Jahre waſchen zu laſſen, weil der Tabaksrauch die blendende Weiße derſelben verdunkelt! Ja werden Sie nicht böſe, wenn es einmal einem zerſtreuten Manne gehen ſollte, wie jenem berühmten Philoſophen, der, in tiefe Gedanken verſenkt, den zarten Finger ſeiner Frau ſtatt des Tabaksſtopfers brauchte und ſo denſelben ein wenig verbrannte! Alles in der Welt hat ſeinen Nachtheil; wo aber die Vortheile, wie hier, ſo augenſcheinlich und ſo zahlreich ſind, kann Ihnen die Wahl des Beſſern nicht ſchwer werden. — Und Sie, die Hymen's Band noch nicht umſchlungen hat, Sie bitt' ich inſonderheit, geben Sie Ihr Jawort nicht eher, als bis Sie den um Ihre Hand werbenden Jüngling befragt haben, ob er auch Tabak rauche; und verneint er die Frage, ſo unterſchreiben Sie wenigſtens den Ehekontrakt nicht eher, als bis die Klauſel förmlich darin aufgenommen iſt, daß der Bräutigam das Verſäumte nachholen wolle! Aber dringen Sie auch mit unerbittlicher Strenge darauf, daß die Bedingung ja noch vor der Trauung erfüllt werde! Denn die Männer ſind gar loſe Geſellen. Wie das Sprüchwort ſagt: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans

nimmermehr, ſo kann man auch mit Recht ſagen: Was der Bräutigam nicht lernt, lernt der Ehemann nimmermehr. Darum folgen Sie meinem Rathe! Wo nicht, ſo bin ich wenigſtens nicht Schuld an der unglücklichen Ehe. Ich habe geredet und meine Seele iſt gerettet!

III.

Ueber Steckenpferde insgemein und eine besondre Rasse derselben.

Es ist eine allgemein bekannte Wahrheit, daß jeder Mensch sein Steckenpferd hat, auf dem er während seiner kurzen Lebensreise von Zeit zu Zeit reitet, wenn er auch sonst kein Reiter von Profession ist. Diese löbliche Gewohnheit, sich zur Erleichterung der Lebensreise ein oder auch wohl mehre Steckenpferde zu halten, schreibt sich aus den Jahren unsrer Kindheit her, wo wir uns aus Mangel an wirklichen Pferden gern auf eingebildeten herumtummeln, um durch Nachahmung der edlen Ritterschaft unsrem kindischen Thun und Treiben ein gewisses Ansehn zu geben.

So wie es nun unter den wirklichen Pferden verschiedne Rassen giebt, deren jede ihr Eigenthümliches hat, so giebt es auch mehre Steckenpferd-Rassen, und zwar so viele, daß es sich wohl der Mühe verlohnte, sie zur leich-

tern Ueberſicht nach der Weiſe des berühmten Ritters Linné in gewiſſe Klaſſen zu bringen; welches Geſchäft ich jedoch nicht übernehmen, ſondern denjenigen überlaſſen will, welche Menſchen- und Pferdekenntniß in ſolchem Grade vereinigen, daß ſie die Raſſen der Steckenpferde, von den Menſchen geſchaffen, mit den Raſſen der wirklichen Pferde, von der Natur geſchaffen, gehörig vergleichen und die Einen nach der Analogie der Andern vollſtändig eintheilen können. Ich will jetzt nur eine Hauptraſſe näher betrachten, zu welcher auch dasjenige Steckenpferd gehört, welches ich mir ſelbſt halte und das ich Ihnen, Hochverehrteſte, nachher mit Ihrer gütigen Erlaubniß vorzureiten die Ehre haben werde.

Die Raſſe der Steckenpferde, von welcher hier die Rede iſt, verdankt ihren Urſprung dem Hange der Menſchen, Kurioſitäten zu ſammeln. Wie ausgebreitet dieſer Hang ſei, brauch' ich Ihnen nicht erſt zu beweiſen. Sie dürfen nur an die Reliquienkaſten mit der Himmelsleiter des Erzvaters Jakob und dem Unterrocke der Jungfrau Maria denken, um ſich davon zu überzeugen.

Da es aber viele Arten von Kurioſitäten giebt, ſo giebt es natürlich auch viele Unterraſſen von Steckenpferden in jener Haupt- oder Oberraſſe. So ſammelte ein vormaliger deutſcher Fürſt alle Hüte, die er während ſeines ganzen Lebens getragen hatte, in einem beſondern Zimmer ſeines Palaſtes, das daher das Hutkabinet genannt wurde; und es machte ihm die größte Freude, von

Zeit zu Zeit dieſes Kabinet zu beſuchen, um ſein Auge an den mannichfaltigen Hutformen zu weiden, mit welchen er in einer langen Reihe von Jahren ſein erlauchtes Haupt bedeckt hatte. Er unterließ daher auch nicht, ſich von jeder neuen Form, welche die Göttin Mode erfand, ein Exemplar anzuſchaffen, und dafür ein Exemplar von der alten im Hutkabinete zu hinterlegen, wobei jedesmal ein kleines Hoffeſt mit einer feierlichen Prozeſſion nach dem Kabinete ſtattfand. Damit aber nicht etwan ein Spötter auftrete und ſage, jener Fürſt habe, nach Anleitung einer bekannten Erzählung von Gellert, mit ſeinem Hutkabinete bloß die Philoſophen perſifliren wollen, weil dieſe ihren Syſtemen, wie modiſche Stutzer den Hüten, bald dieſe bald jene Form geben: ſo muß ich gleich hinzufügen, daß der Hochſelige viel zu gutmüthig war, um ſich mit ſeinen abgetragnen Hüten noch an den Philoſophen reiben zu wollen. Auf gleiche Weiſe und faſt zu gleicher Zeit ſammelte einſt ein hieſiger Doktor der Philoſophie und Magiſter der freien Künſte alle die Beinkleider, die er während ſeines Lebens getragen hatte, als Kurioſitäten ſeiner Zeit. Wenn man daher, nachdem man jenes Hutkabinet beſucht hatte, dieſes Hoſenkabinet betrat, ſo konnte man ſogleich überſchauen, auf wie mannichfaltige Weiſe die Herren jener Zeit die beiden Pole ihres Körpers herauszuputzen wuſſten, um gleichſam mit Kopf und Fuß zugleich in die Herzen ihrer Damen hineinzuſpringen. Nun ruhen zwar jene beiden Ritter vom Steckenpferd-Orden ſchon lange von ihrer Steckenreiterei

aus; aber die Raſſe von Steckenpferden, deren ſie ſich auf ihrer Lebensreiſe bedienten, iſt nicht mit ihnen ausgeſtorben, ſondern ſie exiſtirt noch bis auf den heutigen Tag mitten unter uns; und ich bin eben im Begriff, Ihnen ein lebendiges Beiſpiel davon vorzuführen.

Vernehmen Sie alſo, Verehrteſte, was für eine Kurioſitäten-Sammlung ich mir ſelbſt angelegt habe, ſeitdem ich Philoſophie ſtudire; und das iſt ſchon eine hübſche Zeit her, woraus Sie auf die Reichhaltigkeit meiner Sammlung ſchließen können. Dieſe Sammlung iſt eben mein Steckenpferd; und indem ich ſie alle Tage mit innigem Vergnügen beäugele und durchmuſtere, ſo tumml' ich das Pferd ſo tüchtig herum, daß es mir zur heilſamſten Bewegung des Geiſtes dient. Meine Sammlung beſteht aber nicht aus abgelegten Kleidungsſtücken — denn was wäre das anders als eine Art von Trödelbude, wogegen ich von Kindesbeinen an einen unüberwindlichen Abſcheu empfunden habe — auch beſteht ſie nicht aus ſeltnen Münzen, Steinen oder ähnlichen Dingen — denn mit ſolchem Tande, wär' er auch nach dem Wahne des Pöbels noch ſo edel und koſtbar, giebt ſich kein Weltweiſer ab — ſondern meine Sammlung beſteht vielmehr aus kurioſen Definizionen. Damit Sie jedoch den hohen Werth derſelben recht ſchätzen lernen, ſo bitt' ich Sie, Folgendes zu bemerken.

Definizionen ſollen eigentlich nichts anders ſein, als Erklärungen, um zu erfahren, was ein Ding ſei, wenn man es etwa noch nicht weiß. Nun giebt es aber in den

Schriften der Philoſophen ſowohl als der Nichtphiloſophen — wenn es anders noch Nichtphiloſophen giebt, da heutzutage die ganze Welt bis zum gemeinſten Laſtträger herab räſonnirt, alſo auch philoſophirt — ſo kurioſe Definizionen, daß man dadurch nicht erfährt, was ein Ding ſei, ſondern vielmehr, was es nicht ſei. Von ſolchen Definizionen alſo hab' ich mir ein Kabinet angelegt, deſſen Vermehrung und Anordnung mich fortwährend auf die angenehmſte und nützlichſte Weiſe beſchäftigt, und das daher für unſer Einen gewiß ein recht anſtändiges und brauchbares Steckenpferd iſt. Denn zu geſchweigen, daß man alle ſeine Geiſteskräfte, Witz, Scharfſinn, Gedächtniß u. ſ. w., daran mannichfaltig üben kann, ſo giebt es auch denjenigen Körpertheilen, in welchen die vermaledeiete, unter dem Namen der Hypochondrie bekannte, Krankheit der Gelehrten ihren Sitz hat, eine ſehr heilſame Erſchütterung; weshalb ich eben vorhin ſagte, daß ich mein Steckenpferd zur innern Mozion täglich herumzutummeln pflege.

Es iſt aber jenes Definizionenkabinet ſo zahlreich und enthält ſo viel ſeltne und merkwürdige Stücke, daß ſich in dieſer Hinſicht kein Münz- oder Gemmenkabinet irgend eines Potentaten der Welt mit jenem meſſen kann. Darum hab' ich mich auch genöthigt geſehn, meine kurioſen Definizionen unter gewiſſe Rubriken zu bringen, und ſie eben ſo ſyſtematiſch zu klaſſifiziren, wie ich es vorhin in Anſehung der Steckenpferd-Raſſen ſelbſt wünſchte. Freilich wurde mir's anfangs ſchwer, hier einen paſſenden

und durchgreifenden Eintheilungsgrund zu finden, da die Dinger gar zu wunderlich und mannichfaltig sind. Endlich aber hatt' ich den glücklichen Einfall, die Lehre von den Temperamenten auf meine Definizionen anzuwenden, und so hab' ich sie unter vier Haupttitel gebracht, nach welchen sie in zierlichen Kästchen sorgfältig aufbewahrt liegen.

Dieser Eintheilung zufolge kommen zuerst die sanguinischen Definizionen; dahin gehören alle, welche von genialen Schriftstellern in der Stunde der Weihe nur so als Einfälle flüchtig hingeworfen sind. Dann kommen die cholerischen oder die, welche in Zorn und Wuth, z. B. beim Disputiren, herausplatzten. Auf diese folgen die melancholischen, d. h. die, welche unter Seufzern und Thränen geboren sind und sich daher gewöhnlich mit Ach! oder O! anfangen. Die vierte Stelle endlich nehmen die phlegmatischen Definizionen ein; darunter versteh' ich solche, denen man's ansieht, daß der Schriftsteller, der sie erfand, Stunden lang an der Feder kauete, eh' er sie mit gravitätischer Langsamkeit, immer noch bedenklich, ob's wohl so recht sei, auf's Papier hinzeichnete. Solche Definizionen sind gewöhnlich ellenlang und können daher auch gut zum Einschläfern gebraucht werden. — Doch ist es mir leider nicht mit allen kurioſen Definizionen gelungen, sie unter einen dieser vier Haupttitel zu bringen. Darum hat mein Kabinet noch einen Reservekaſten mit der Aufschrift: Quodlibets-Definizionen; und hier liegt, aufrichtig gestanden, eine so ungeheure Menge

der kurioſeſten Definizionen bunt und kraus durch einander, daß ich nur an Sonn- und Feſttagen, wo ich Muße habe, etwas länger auf meinem Steckenpferde zu reiten, dieſen Kaſten zu öffnen pflege.

Ich will Ihnen nun noch aus dem erſten Käſtchen, welches, wie geſagt, die ſanguiniſchen Definizionen enthält, eines meiner Kabinetsſtücke vorlegen; nicht als wenn gerade dieſes eins der merkwürdigſten wäre, ſondern weil der geniale Schriftſteller, der dieſe Definizion nur als einen flüchtigen Einfall hinwarf, vermöge der Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes ſo viel Gehalt in ein paar Worte zuſammendrängte, daß, wie in der Natur aus einem Samenkorn eine unendliche Menge andrer Körner hervorgeht, ſo auch aus jener Definizion ſich ganz von ſelbſt eine Menge andrer Definizionen entwickelt, durch die wir über die menſchliche Natur ganz ungemeine Aufſchlüſſe erhalten werden.

Es lautet aber die Definizion, von welcher hier die Rede iſt, ſo: Der Mann iſt eine ernſthafte Beſtie. Ich ſage, der Mann, und nicht der Menſch, wie vielleicht mancher leſen möchte. Denn dieſe Definizion ſtammt eigentlich aus dem Franzöſiſchen, wo l'homme vorzugsweiſe den Mann bedeutet, weshalb auch ein ſehr gelehrter, obwohl ſehr ungalanter, Franzoſe vor langer Zeit behauptete, daß die Weiber keine Menſchen ſeien (que les femmes ne soient pas des hommes — worauf aber ein Andrer eben ſo witzig als galant erwiederte: Oui, Monsieur, car elles sont des anges). Was nun aber jene Definizion betrifft, ſo hat nach meinem geringen Er-

meſſen nie ein Menſch einen glücklichern Einfall gehabt; ja ich möchte faſt glauben, wenn die Inſpirazion nicht vorlängſt aus der Mode gekommen wäre, daß ein höherer Genius dieſe Definizion ihrem Erfinder zugeflüſtert habe.

Ueberlegen Sie, Hochverehrteſte, nur Folgendes: Wenn der Mann eine ernſthafte Beſtie iſt, ſo iſt das Weib nothwendig eine ſcherzhafte. Denn da einerſeit Mann und Frau, ungeachtet ihrer genauen Beziehung auf einander, einen vollkommnen Gegenſatz bilden — der aber erſt in der Ehe recht zum Vorſchein kommen ſoll — und da anderſeit dem Ernſte der Scherz entgegenſteht: ſo iſt offenbar, daß die Natur des Weibes, vermöge jener Definizion vom Manne, in einer ſcherzhaften Beſtialität beſtehen muß.

Aber laſſen Sie uns noch einen Schritt weiter gehn! Mann und Weib zuſammengenommen machen den ganzen Menſchen aus; denn ſie ergänzen ſich gegenſeitig als zwei Hälften, welche nach einer alten Fabel entſtanden, als ein böſer Dämon den hermaphroditiſchen Urmenſchen zerſpaltete. Wiſſen wir nun, was der Mann und das Weib ſei, ſo müſſen wir aus jenen beiden Definizionen leicht eine dritte vom Menſchen überhaupt herauswikkeln können. Um ſie aber zu finden, dürfen wir nur Ernſt und Scherz, als charakteriſtiſche Merkmale des Mannes und des Weibes, in ihren äußerſten Gränzlinien betrachten, wo ſie nach dem Grundſatze: Les extrêmes se touchent, ſich gegenſeitig berühren und ſo ihr gemeinſames Weſen kund geben müſſen. Nun iſt der höchſte

Grad des Ernſtes, wenn wir vor Traurigkeit weinen. Daher ſagt auch ein berühmter Dramaturg, daß im Trauerſpiele, wo ſich ſo leicht unſre Thränenſchleuſen öffnen, der höchſte Grad des Ernſtes ſtattfinde. Der höchſte Grad des Scherzes aber iſt, wenn wir vor Luſtigkeit weinen. Daher gehen uns im Luſtſpiele, wenn die Menſchen ſich recht toll beginnen, am Ende vor Lachen die Augen über. Alſo das Weinen, es geſchehe aus Traurigkeit oder aus Luſtigkeit, iſt das Charakteriſtiſche der Menſchheit: und ſo bekommen wir auf einmal die herrliche Definizion: Der Menſch iſt eine weinerliche Beſtie — eine Definizion, wodurch die platoniſche: Der Menſch iſt ein zweibeiniges Thier ohne Federn, auf der Stelle widerlegt wird, ohne daß wir erſt nöthig hätten, mit dem Zyniker Diogenes einem Hahne die Federn grauſamlich auszurupfen und mit den Worten laufen zu laſſen: Siehe den platoniſchen Menſchen!

Plötzlich geht uns aber hieraus wieder ein neues Licht auf. Denn wenn das Weſen der Menſchheit in einer weinerlichen Beſtialität oder auch umgekehrt in einer beſtialiſchen Weinerlichkeit beſteht, und wenn die Weinerlichkeit ihren Quell in den Thränendrüſen hat: ſo iſt ja klärlich offenbar, daß der Sitz der menſchlichen Seele nicht, wie der berühmte Philoſoph Carteſius wollte, in der Zirbeldrüſe des Gehirns, ſondern vielmehr in den Thränendrüſen der beiden Augen zu ſuchen ſei.

Beiläufig ergiebt ſich auch hieraus, daß wegen dieſer Duplizität des Seelenſitzes der Menſch eine doppelte Seele,

eine rechte und eine linke d. h. eine gute und eine böſe, haben müſſe; was ſchon einige alte Philoſophen vermutheten, ich aber erſt ſo eben durch die bündigſte naturphiloſophiſche Dedukzion bis zur höchſten Evidenz erwieſen habe.

Endlich geht hieraus noch hervor, daß Menſchen, die mit einander reden, ſich bloß darum in die Augen gukken, weil ſie einander in die Seelen ſchauen wollen, und daß die bekannte Augenſprache der Verliebten nichts anders als eine unmittelbare Seelenſprache ſei.

Sehen Sie, Verehrteſte, ſo fruchtbar iſt jene Definizion vom Manne an wichtigen Folgerungen und neuen Entdeckungen! Ich hoffe daher, Ihres Dankes gewiß ſein zu dürfen, daß ich Ihnen gerade dieſes Kabinetsſtück aus meiner Sammlung vorgezeigt habe. Freilich hatt' ich außer jenem Danke noch eine andre weit eigennützigere Abſicht in petto, als ich Sie mit meinem Definizionenkabinete bekannt machte. Bei den gegenwärtigen ſchlechten Zeiten nämlich, die leider auch den Gelehrten drücken, weil durch geldgierige Nachdrucker und hartherzige Zenſoren der Buchhandel und mit ihm die ganze Gelehrſamkeit ruinirt iſt, bin ich Willens, mein Definizionenkabinet künftige Oſtermeſſe in einer Bude öffentlich auszuſtellen, theils um es für Geld ſehen zu laſſen, theils um irgend einen reichen Liebhaber von Kurioſitäten als Käufer anzulocken. Vielleicht findet ſich gar ein großer Potentat, der es als eine in ihrer Art einzige Sammlung in ſein Muſeum aufzunehmen geruhet. Der Platz der Ausſtellung

iſt der bekannte zwiſchen der Affen- und der Waffelbude. Ich füge nur noch zur Nachricht für die, welche mich dort mit ihrem Beſuche beehren wollen, hinzu, daß die Herren nach Belieben zahlen, die Damen aber, wenn ſie allein kommen, frei ſind. Da übrigens weder hier noch irgend in der Welt dergleichen Merkwürdigkeit jemal geſehen worden, ſo rechn' ich auf zahlreichen Zuſpruch, als warum ich hiemit freundlichſt gebeten haben will.

IV.

Eine Erzählung

mit

einer Vorrede.*)

In dem Augenblicke, wo ich die Ehre habe, zu Ihnen, Hochverehrteſte, zu reden, trägt ſich im großen Weltraum außer uns ein ſehr merkwürdiges Ereigniß zu. Der Mond, dieſer treue Begleiter der Erde, wandert jetzt auf ſeiner ſtillen nächtlichen Bahn mitten durch den Erdſchatten und verliert ebendadurch jenen magiſchen Lichtglanz, der uns alle, beſonders in gewiſſen Jahren und Lagen des Lebens, ſo gewaltig anzieht. Lebten wir in früheren Zeiten, ſo würden wir vielleicht alle zittern und zagen; wir würden uns vor dem großen ſchwarzen Drachen fürchten, der den Mond verſchlingen will, und, wenn es ihm ge-

*) Das Folgende wurde geſprochen in einer Abendgeſellſchaft, die ſich am 26. Januar 1823, als eben eine totale Mondfinſterniß eingetreten war, im Hôtel de Saxe zu Leipzig verſammelt hatte.

länge, wohl gar noch obenein unsre Erde verschlingen möchte. Heute aber sitzen wir — Dank sei es der lieben Aufklärung! — so ruhig und behaglich beisammen, als wenn sich eben gar nichts ereignete. Ja, mancher von uns hat vielleicht die ganze Außenwelt mit allen Sonnen und Monden vergessen und ist bloß mit den Sonnen und Monden innerhalb dieser vier Wände beschäftigt.

Da nun jede Rede doch ein Thema haben muß, so war ich anfangs entschlossen, das Lob der Aufklärung, der wir jene Ruhe und Behaglichkeit verdanken, zum Gegenstande meiner gegenwärtigen Rede zu machen. Denn Sie wissen wohl, Hochverehrteste, daß jetzt diese arme unschuldige Frau — ich meine die Aufklärung — in übeln Ruf gekommen, und daß es Leute giebt, die ihr gern eben so das Lebenslicht ausblasen möchten, wie jetzt die Erde mit ihrem Schatten dem Monde das Licht ausbläst. Da ich mich nun von jeher der bedrängten Unschuld angenommen, besonders wenn sie in weiblicher Gestalt erschien, so wollt' ich mich auch heute der bedrängten Aufklärung annehmen und sie gegen alle ihre Widersacher, die verzweifelten Obskuranten, Fanatiker, Mystiker, Stabilisten, Serviten, und wie das Gelichter weiter heißt, vertheidigen.

Indeß bedacht' ich bald, wie unnütz, ja wie unziemlich es sein würde, in dieser hocherleuchteten Versammlung das Lob der Aufklärung zu verkünden. Hier hat ja die Aufklärung nur Gönner und Freunde; hier giebt es keinen Lichtausputzer — es müßte denn ein ungeschickter

Marqueur sein *) — und die Finsterlinge, die draußen sind, würden mich nicht hören; und wenn sie mich auch hörten, so würden sie doch bei ihrem Satze bleiben, daß im Dunkeln gut Munkeln sei.

Darauf fiel mir ein, ob es Ihnen wohl angenehm sein möchte, wenn ich Ihnen das Weltsystem erklärte, um zu zeigen, wie es zugehe, daß wir gerade jetzt eine Mondfinsterniß haben, und daß dieses Schauspiel sich uns nicht alle vier Wochen darbietet, da doch allgemein bekannt, daß der Mond sich alle vier Wochen einmal um die Erde herumschleicht und also auch eben so oft hinter die Erde d. h. in jene Gegend des Weltraums kommen muß, nach welcher hin der Erdschatten fällt.

Dann bedacht' ich aber wieder, daß Sie das alles viel besser wissen, als ich, und daß Sie mich daher für einen gar argen Pedanten halten müssten, wenn ich solche Dinge mit einer wichtigen Gelehrtenmiene hätte auskramen wollen. Und so entschlüpfte mir auch dieses Thema unter den Händen.

Da ich jedoch die Sonne und den Mond, nachdem ich sie einmal gefasst hatte, nicht gern wieder loslassen wollte, so fiel mir ein, die wichtige Frage abzuhandeln, wie es zugehe, daß die Deutschen sagen, die Sonne und der Mond, während alle andre Völker, die doch auch ihren Antheil am gesunden Menschenverstande haben wollen, die Sonne als männlich und den Mond als weib-

*) Ein solcher Marqueur, zu deutsch Aufwärter, putzte eben das Licht aus, zur großen Ergötzlichkeit der Zuhörer.

lich betrachten: weshalb auch die Griechen und Römer einen Sonnen-Gott und eine Monds-Göttin verehrten. Ich merkte nun gar bald, daß dieß ein eben so anziehendes als fruchtbares Thema sein würde. Denn es hätte mir die schönste Gelegenheit gegeben, nicht nur zu beweisen, daß die Deutschen, trotz den Franzosen, das allergalanteste Volk der Welt seien, sondern auch den hier versammelten Frauen eine Menge von niedlichem Zuckerwerk anzubieten. Ich hätte z. B. sagen können, die Deutschen hätten wahrscheinlich darum die Sonne und der Mond gesagt, um anzudeuten, daß das weibliche Geschlecht die größten Vorzüge vor dem männlichen behaupte. Denn wie der Mond zugleich mit dem Erdplaneten, von dem er eigentlich nur ein losgerissenes Bruchstück ist, Licht und Wärme von der Sonne empfange, so empfangen auch die Männer ihr Wisschen Licht und Wärme nur von den Frauen; und wie ebendeshalb der Mond mit dem Erdplaneten, von unsichtbaren Kräften angezogen, um die Sonne kreise, so kreisen auch die Männer, nach denselben Gesetzen der Anziehung, um die Frauen. Ja ich hätte sogar, um mein Thema recht gründlich abzuhandeln, eine Hypothese der neuern Naturphilosophie zu Hülfe nehmen können. Nach dieser Hypothese sind nämlich alle Sonnen, die jetzt im unendlichen Weltraum über uns glänzen, in einer frühern Periode ihres Daseins lauter Planeten und Monde gewesen. Sie haben sich daher erst nach und nach zu jener höhern Form des Daseins verklärt. Eben so — hätt' ich nun weiter

ſagen können — werden ſich die häſslichen Männer im künftigen Leben zu ſchönen Frauen verklären, während unſre Frauen jetzt ſchon wenigſtens halbe Engel ſind, indem ihnen nur noch die Flügel fehlen, um ganze zu ſein. Vielleicht hätt' ich mir dann auch mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfen, für eine ſo gründliche und doch zugleich ſo galante Abhandlung von den Frauen ſelbſt ein noch ſchöneres Honorar zu erhalten, als von den liberalſten Buchhändlern, wenn ich etwa dieſe Abhandlung hinterher hätte drucken laſſen.

Nachdem ich mir aber alles recht überlegt hatte, gab ich doch auch dieſes ſchöne Thema wieder auf. Denn da der Neid ein Grundübel der männlichen Natur iſt, das ſich auf der Stelle regt, wenn Einer auch nur im Mindeſten von den Frauen begünſtigt wird, ſo würden neidiſche Rezenſenten ſogleich geſagt haben, ich hätte jenes Thema nur aus Koketterie gewählt, um mich bei den Frauen einzuſchmeicheln. Sie begreifen aber leicht, Verehrteſte, wie kränkend für einen rechtſchaffenen Philoſophen der Vorwurf ſein müſſte, er habe bei ſeinen tiefen, zum Heile der Welt angeſtellten Meditazionen nur um Frauengunſt gebuhlt.

Aufgebend alſo ein zwar lockendes aber auch gefährliches Thema, wandt' ich mich endlich verzweiflungsvoll zum Wetter, dem Gegenſtande unſrer täglichen Geſpräche. Dieſes Thema iſt nun zwar jetzt allerdings etwas froſtig. Allein ich hätte doch hoffen dürfen, die zu jeder guten Rede erfoderliche Wärme hineinbringen zu kön-

nen, wenn ich Ihnen prophezeihet hätte, daß wir nächstens Thauwetter und Regen, bald darauf aber den schönsten und wärmsten Sonnenschein haben würden. Auf diese Art hätt' ich nicht nur dem allgemeinen Mangel an Wasser und Mehl, *) sondern auch meinem eignen Mangel an einem passenden Thema recht glücklich abgeholfen.

Aber ach! als wär' ich heute ganz und gar behext, so verschwand mir auch dieses, der Unterhaltung sonst so reichen Stoff bietende, Thema wieder augenblicklich unter den Händen. Es fiel mir nämlich bei, daß die Propheten heutzutage, wo der Unglaube immer mehr um sich greift, gar nichts mehr gelten, am wenigsten die Wetterpropheten, und daß es einem armen berliner Propheten dieser Art gar kläglich ergangen, indem er, je mehr uns der Himmel trotz der prophezeiheten Wärme mit Kälte prickelte, deste mehr mit beißenden Epigrammen angestochen wurde. Solchen Stachelversen wollt' ich mich aber nicht aussetzen, da zu fürchten war, daß die schönen Geister, die jetzt in allen Tageblättern und Zeitungen ihr Wesen treiben, besonders aber die neuen Arkadier, die sich so eben bei uns häuslich niedergelassen haben **), mich zur Zielscheibe ihres Witzes nehmen möchten.

---

*) Die trockne Kälte des Winters $182\frac{8}{9}$ brachte einen solchen Mangel wenigstens in Sachsen hervor und erregte dadurch viel Klagens.

**) Ein wandernder Schöngeist hatte wenigstens das Projekt dazu gemacht, um die verfallene Kunst zu restauriren. Es kam aber leider nicht zur Ausführung.

Solchergeſtalt von einem Thema zum andern überſpringend und keines feſt zu halten vermögend, befand ich mich heute Morgen in der peinlichſten Verlegenheit, weil ich nicht wuſſte, was ich Ihnen heute Abend ſagen ſollte, um Sie dem erhaltenen Auftrage gemäß mit ſchönen Redensarten zu unterhalten.

Da kam mir plötzlich ein Gott, ein wahrer Deus ex machina, zu Hülfe, nämlich ein Dichter, und brachte mir eins ſeiner neueſten Produkte, um davon beliebigen Gebrauch zu machen. Dieſes ſo recht zur guten Stunde dargebotene Geſchenk nahm ich auf der Stelle an; und ſo will ich Ihnen denn jetzt mit Ihrer gütigen Erlaubniß vorleſen, was der Dichter gedichtet hat.

Die ſchwere Wahl.

Ein Mährchen *).

Es war einmal — beginnt mein Mährchen —
Ein ſchönes Kind mit Namen Klärchen.
Doch nein, der ſchönen Kinder waren drei,
Die einem Manne viel zu ſchaffen machten,

---

*) Der Dichter hat wahrſcheinlich den Ausdruck Mähre oder Mährchen in der urſprünglichen Bedeutung für Erzählung überhaupt genommen, ohne auf den Stoff be-

Der ſich für weiſe hielt und frei,
Und den ſie ſchier um ſeine Freiheit brachten.

Es herrſchte nämlich einſt zu Syrakus
Ein König Namens Dionyſius,
Der, wie ſo manche Herrſcher pflegen,
Dem Volke war ein reicher Segen.
Zwar hatt' er auch wohl ſeine Grillen:
Er ließ, zum Beiſpiel, oft die Kerker füllen,
Daß männiglich kund werden ſollte,
Die Freiheit ſei die köſtlichſte der Sachen;
Und wer im Volke allzugroß ſein wollte,
Den ließ er eine Spanne kleiner machen.
Drob ſchalten manche ihn Tyrann;
Doch war's ein herzensguter Mann.
Er ſchätzt' und liebte die Gelehrten,
Die ſeiner Tafel Freuden mehrten,
Beſchenkte reichlich ſie, nicht bloß mit Gold,
Nein, auch mit ſchönrem Ehrenſold,
Mit bunten Bändern und mit großen Sternen,
So daß von fern ſie ähnlich ſchienen
Chineſiſchen Laternen,
Und in der Nähe — Harlekinen.

Nun kam an dieſes Königs Hof
Ein hochberühmter Philoſoph;

ſondre Rückſicht zu nehmen. Dieſer Stoff iſt aus der bekannten hiſtoriſch-philoſophiſchen Anekdotenſammlung des Diogenes Laertius entlehnt. Ob die Anekdote wahr oder nicht, danach hat der Dichter natürlich nicht gefragt.

Nicht Plato, mein' ich, von Athene,
Nein, Ariſtippus von Cyrene.
Das war ein luſtiger Kumpan,
Der, bot ſich ein Genuß ihm an,
Ihn gleich empfing mit leichter Hand.
Zwar wußt' er nichts von unſrem Kant
Und deſſen kategoriſchen Geboten;
Doch hielt er Takt im Spiel der Lebensnoten,
Und wußte ſich mit Anſtand — zu betrinken.
Auch ließ er ſich nicht lange winken
Von einer Lais oder Phryne;
Denn grauſam ſein war ſeine Sache nicht.
In jede Rolle fand er ſich geſchwind
Auf dieſer Alltagslebensbühne,
Als wäre ſie nur ein Gedicht;
Und wenn ſich drehte irgendwo der Wind,
So drehte Ariſtipp ſich mit,
Zu halten ſtets mit Andern gleichen Schritt.
Nur Feſſeln mocht' er nicht ertragen,
Auch ſaufte nicht; ſie ſtörten ſein Behagen.

Zur ſelben Zeit kam auch ein Handelsmann
Dort zum Verkauf mit vielen Sklaven an
Von jedem Alter und Geſchlecht.
Das war dem König eben recht.
Denn um zu prüfen unſern Philoſophen,
Läßt für die Königin als Kammerzofen
Er aus der Sklaven großem Haufen
Drei junge Zirkaſſierinnen kaufen.
Die ſtellt er ſchalkhaft Ariſtippen vor,
Und ſagt: „Jetzt öffne Aug' und Ohr!

„Die schönste kannst Du dir erwählen;
„Doch musst' Du Dich mit ihr vermählen."

Die Wahl war hier verzweifelt schwer:
Denn jede schien aus einem Wonnemeer
So eben erst hervorgestiegen,
Um aller Herzen zu besiegen.
Sie hatten Aeuglein zum Entzücken,
Und Näschen zum Berücken,
Und purpurrothe Lippen,
Gar lieblich zu benippen,
Und Zähne wie die Perlen,
Und Händchen wie die Schmerlen,
Und — doch wie mag das Wort erreichen,
Was nur das Auge kann erschaun!
Drum kurz und gut, sie waren zu vergleichen
Den drei Göttinnen, die sich mit Vertraun
Dem Paris nahten, um des Richters Händen
Den Preis der Schönheit zu entwenden.

Ach, armer Philosoph! wie wird's ergehn
Der weisen Regel, die Du Dir ersehn:
Zu halten immer Maaß und Ziel im Leben
Und keinem Dinge ganz Dich hinzugeben.
Schon hör' ich schwere Ketten klirren,
Die Kopf und Hand und Fuß umschwirren;
Ganz wie bezaubert wirst Du stehn.
Schon seh' ich dort im Brennpunkt dreier Spiegel
Zerfließen Deiner Weisheit stolzes Siegel;
Ein Schauspiel kläglich anzusehn!

Und in der That, von so viel Reiz geblendet,
Steht Aristippus anfangs wie verblüfft.

Doch bald erholt er ſich; und nunmehr prüft
Er erſt genau, was die Natur geſpendet,
Mit echten Kenneraugen,
Als wollt' er alles in ſich ſaugen.
Und als er lange hin und her geſonnen,
Sich, ſcheinbar wählend, da und dort hin neigt,
Indeß der König voll Erwartung ſchweigt
Und denkt, er habe die Partie gewonnen,
Verbeugt ſich endlich Ariſtipp und ſpricht:
„Herr König, führt mich in Verſuchung nicht!
„Groß Unheil hat's dem Paris einſt gebracht,
„Als er den Preis der Einen zugedacht.
„Drum bitt' ich, ſparet mir die Qual,
„Und gebt mir — alle drei zumal!"

Und lächelnd ſagt der König: „Nun wohlan!
„Du biſt, beim Zeus, ein kluger Mann.
„Gewährt ſei dir dein Wunſch; nimm alle hin!
„Doch fürcht' ich ſchier, dein kluger Sinn
„Hat dießmal dich gar ſehr betrogen.
„Denn raſch flog dir von Amor's Bogen
„Ein dreigeſpitzter Pfeil ins Herz,
„Das, tief verwundet, bald verzehrt der Schmerz."

Doch Ariſtipp, die Roſen bei der Hand
Schnell faſſend, ſpricht zur Thüre hingewandt:
„Der Sklaverei ſeid ihr und ich entnommen;
„Frei gehet hin, woher ihr ſeid gekommen!"

Und was iſt nun die Lehre
Von dieſer wunderlichen Mähre? —

Die Lehre? — Darf ich's wagen,
In dieſem Kreis ſie auszuſagen? —
„Frei iſt, wie Ariſtipp, der Mann,
„Sobald er feſt nur wollen kann.“
Doch ach! am Wollen fehlt es eben;
Drum muß er ſich gefangen geben

V.

Eine Strohkranzrede

am zweiten Hochzeittage über Tiſche gehalten.

Beglücktes Paar! Verehrte Herrn und Frauen!
Mit ſchönen Worten ſoll ich Sie erbauen.
Dieß ward ſo eben mir gemacht zur Pflicht;
Drum weigern Sie mir Ihren Beifall nicht!

Doch wo ſoll meine Rede nun beginnen? —
Von Leda's Ei? — Von Troja's alten Zinnen?
Wo einſt in Strömen floß der Helden Blut,
Die um ein Weib verließen Hab' und Gut.

Und welch ein Weib! — Ach, aller Männer Herzen
Entzündeten ſich ſchnell an ihr wie Kerzen!
Wenn Amor's Pfeil aus ihren Augen drang,
Ward jedem, der ſie ſah, ſo weh, ſo bang.

Nur Eines fehlte noch dem guten Weibe:
Sie hing zu sehr an eitlem Zeitvertreibe,
An Spiel und Tanz und Putz und andrem Tand,
Und nahm den Strickstrumpf selten nur zur Hand.

Auch sagt man, daß sie, statt dem alten Vater
Die Schuld zu beichten, einem jungen Kater
Mit zarter Hand das weiche Zopperhaar
Zu streicheln allzusehr beflissen war.

Doch ich verirre mich, wie's oft ergangen
Den Rednern, die sich gar zu leicht verfangen
In Worten und, statt von der Sache Grund,
In's weite Blaue sprechen kraus und bunt.

Um also jetzt zur Sache selbst zu kommen,
Zur jungen Frau, der sanften, lieben, frommen,
Die stets in jeder Tugend sich geübt
Und nimmer noch ein Wässerchen getrübt:

So thu' ich kund und männiglich zu wissen,
Daß eines Frevlers Hand den Kranz zerrissen,
Der gestern zierte noch ihr bräutlich Haupt,
Und ihrem Haar den schönsten Schmuck geraubt.

Wo iſt der Frevler? — Wahrlich, nicht entrinnen
Soll er der Strafe für ſo arg Beginnen!
Und gliche ſeine Flucht des Windſpiels Lauf,
Ich faſſ' ihn doch und knüpfe ſelbſt ihn auf.

„Halt ein! halt ein!" — ſo hör' ich ängſtlich ſchreien
Die junge Frau — „ich will ihm gern verzeihen;
„Nicht böſe hat's der gute Mann gemeint;
„Er iſt mein Freund; die Lieb' hat uns vereint." —

Nun wohl! Wenn ſo die Sachen ſind geſtaltet,
Daß über Euch der Liebe Allmacht waltet,
So muß ich ſchweigen; denn Kupido's Kraft
Hat niemand noch geläſtert ungeſtraft.

Doch Eins vergönnt mir noch! — Die Myrthenkrone
Verlangt Erſatz; drum biet' ich Euch zum Lohne —
Wofür? das wiſſt Ihr ſchon — ein Kränzchen dar,
Zu ſchmücken künftig Euren Hausaltar.

Zwar iſt das Kränzchen nur von Streh gewunden;
Doch hat ſich hoher Sinn damit verbunden:
„Wer ſtatt auf Dunen ruhen kann auf Streh,
„Der bleibt in Armuth ſelbſt des Lebens froh!" —

Und nun, Ihr Gäſte, hebt die vollen Becher,
Und leert ſie gründlich aus als wackre Zecher!
Stoßt an! Es lebe hoch das junge Paar!
Ein Roſenmonat ſei ihm jedes Jahr!

Dritte Doſis.

Epigrammatiſche Ein- und Ausfälle.

Cacatum non est pictum.

Prologus

ad poetam quendam purpuratum quamvis non laureatum.

Si melius, bone vir, didicisses pangere versus,
Quidni laudaret nitidum te quisque poetam?
Sed cum producas, quae sint tibi corripienda,
Longaque corripias, Heliconem adscendere noli!
Claudus enim Musis ridetur iure poeta,
Quodque tibi est pictum, illae dixere cacatum.

Anmerkung.

Dieſes wegen ſeines letzten Verſes unüberſetzbare Epigramm — denn die deutſche Sprache verträgt nicht ſolche Latinismen — war urſprünglich gegen einen ungenannten neulateiniſchen Dichter gerichtet, der in eine berühmte Zeitſchrift mehre Epigramme einrücken ließ, welche mit

der Prosodie eben nicht säuberlich umgingen. Der Herausgeber jener Zeitschrift wollte aber das Gegen-Epigramm nicht abdrucken lassen, weil der Ungenannte ein „fürstlicher obwohl nicht gekrönter Poet" sei. Hier steht es als Prolog zur Erläuterung des Mottos dieser Dosis, so daß es der geneigte oder ungeneigte Leser auf mich selbst beziehen kann, wenn er will. Denn ich weiß sehr wohl, daß ich eben so wenig ein gekrönter als ein fürstlicher Poet bin. Auch seh' ich voraus, daß das folgende, hier gleichsam als Dessert aufgetragne, Allerlei nicht allen auf gleiche Weise munden werde. Das ist aber eben so wenig meine Absicht, als es die Absicht eines Wirthes ist, wenn er allerlei Backwerk, Obst, Eingemachtes, Gefrornes u. s. w. zum Nachtisch auftragen läßt, daß jeder Gast von allem genießen und an allem Geschmack finden solle. Vielmehr wird ein solches Allerlei nur zur beliebigen Auswahl dargeboten, damit jeder, je nachdem er das Süßliche oder das Säuerliche oder das Bitterliche liebt, doch etwas finde, was seinem Gaumen zusage. Daher fallen auch die folgenden Kleinigkeiten nicht insgesammt unter den Begriff des Epigramms im strengen Sinne. Manche sind bloße Gnomen, Sentenzen oder Sinnsprüche, metrisch eingekleidet, um den Gedanken runder und behältlicher zu machen. Unsre guten Altvordern nannten das auch Gedächtnissverse (versus memoriales), und sie nahmen's dabei weder mit der Prosodie noch mit der eigentlichen Poesie allzugenau. Uebrigens sind einige dieser Verse schon früher

gedruckt, erſcheinen aber hier größtentheils verbeſſert und von andern noch nicht gedruckten begleitet. Die Eintheilung derſelben in monologiſche, dialogiſche und trilogiſche Epigramme bezieht ſich nicht auf den Inhalt, ſondern bloß auf die Form, und ſoll daher auch nur zur äußern Anordnung dienen. Mögen ſinnige Leſer in alle dieſe Epigramme recht viel Sinn ſelbſt hineinlegen! Dann werden ſie gewiß zu wahren Sinnſprüchen werden.

I.

Monologiſche Epigramme.

1.

Der Menſch.

Zwittergeſchöpf! demüthig und ſtolz, verwegen und zaghaft,
Steigt es gen Himmel ein Aar, kriecht es am Boden ein Wurm.

2.

Die Geſellſchaft.

Herrliches Inſtrument, zu ſchleifen die rohere Menſchheit!
Würde das Urgepräg nur nicht verſchliffen zu ſehr.

3.

Der Staat.

Reißende Thiere ſind hier in eiſerne Gitter geſperret,
Daß ſie mit grimmigem Zahn nimmer zerfleiſchen ſich ſelbſt.

4.

Das Krämervolk.

Uns gebürt die Gewalt auf des Ozeans weiten Gefilden;
All' ihr übrigen müſſt leeren den Beutel für uns.

5.

Das Kriegervolk.

Mit dem Schwert in der Hand entſcheiden wir alle Prozeſſe;
Möchten wir über das Meer herrſchen wie über das Land!

6.

Das Sängervolk.

Kitzeln nur unſer Ohr mit ſüßem Geſange Kaſtraten,
Laſſen willig wir uns treten auf Nacken und Kopf.

7.

Die Entarteten.

Hermann's Söhne ſind wir! — Doch Hermann's Geiſt iſt verflogen;
Von dem ſchäumenden Wein blieb nur das Phlegma zurück.

8.

Die Unken im Teiche.

Schreien können wir wohl: doch kommen die Buben mit Stöcken
Angelaufen, geſchwind tauchen wir unter, ſind ſtill.

9.

Die Beſchnittenen.

Warum ſchmähet ihr uns, daß wir euch die Dukaten beſchneiden?
Habt ihr ſelber doch uns ſchmählich beſchnitten das Recht!

10.

Die Regerrepublik.

Gräſſlich haben wir euch, ihr Peiniger, wieder gepeinigt;
Unter Henkergewalt nimmt man den Henkerſinn an.

11.

Die hohe Pforte.

Hoch iſt unſere Pforte, damit es an Raum nicht gebreche,
Wenn wir nach Aſien hin wenden das Antlitz zur Flucht.

12.

Der Sultan.

Andere will er regieren und kann ſich ſelbſt nicht regieren!
Darum das alte Geſetz, daß der Weſir ihn regiert.

13.

Der Höfling.

Närriſches Püppchen! wie tief vor dem gnädigſten Herrn es ſich beuget!
Hat er den Rücken gewandt, wirft es die Naſe, wie hoch!

14.

Der Staatskünſtler.

Sehet den Künſtler! er ſchneidet und ſchneidet und nähet und nähet;
Wird nicht endlich einmal fertig das Kleid, das du machſt?

15.

Der Klügling.

Alles weiß ich geſchickt zu lenken; auf Ehre! ſo muß es
Kommen — macht das Geſchick nicht durch die Rechnung den Strich.

16.

Der Finanzmann.

Minus wollet ihr geben? — Bewahre der Himmel! wie gnädig
Lächelt der Herr mich an, zeig' ich von neuem ein Plus!

17.

Der Wucherer.

Viel Prozentchen zu nehmen iſt wahrlich ein löbliches Handwerk;
Läſſt ſich doch mancher Weſir zehnfach bezahlen den Dienſt!

18.

Der weiſe Forſtmann.

Finſterniß wandeln in Licht iſt der Weisheit oberſte Stufe;
Darum laſſ' ich die Axt fleißig durchſtreifen den Forſt.

19.

Der ſchöne Künſtler.

Ha! die heilige Kunſt! wie bewegt ſie mein Innerſtes! — Mächtig
Fühl' ich begeiſtert den Kopf, wenn mir der Magen iſt leer.

20.

Der Proſelyt.

Nahrung ſuch' ich im Schooß des ſeligmachenden Schaafſtalls,
Nahrung für Leib und Geiſt, ſeit ich verlor — den Verſtand.

21.

Die neuen Myſtiker.

Jakob Böhme der Schuſter iſt unſers Ordens Magiſter;
Fehlt's an der Wiſſenſchaft uns, fehlt's doch am Flickerwerk nicht.

22.

Die Wetſchweſter.

Seit ich den Himmel verlor auf dieſer Erde, ſo ſuch' ich
Dieſe dort oben; das Ziel bleibt, nur der Wege ſind zwei.

23.

Der Spieler.

In der Karten Gewühl iſt der Weltlauf klärlich entſiillet:
Leidenſchaft reizt der Gewinn, Schelmen iſt günſtig das Glück.

24.

Der Trinker.

Rund wie die Welt iſt mein Glas; die Welt ſoll man fleißig betrachten:
Darum guck' ich ſo oft tief in das Gläschen hinein.

25.

Der Säbelheld.

Heldenthaten gethan! das Schwert aus der Scheide gezogen!
Friedliche Menſchen geplagt! Muthig die Weiber verführt!

26.

Der Federheld.

Jedermann biet' ich Trotz! — Doch kommen die Zeiten der Prüfung
Und des Dienſtes Beginn, bin ich voll Demuth und Angſt.

27.

Die Literaturzeitungen.

Was für gewaltiger Lärm! — Hier hauſ't in mancherlei Buden
Donna Kritik; ſo hat jede Partei ihr Aſyl.

28.

Der geſtrenge Richter.

Klein, unwiſſend und ſtolz — iſt wahr — das bin ich; doch nennt mich
Groß, beſcheiden und klug — mach' ich es gnädig mit euch.

29.

Die neue Concordia.

Laſſ't mich ruhen, ihr Herrn! Ich liege ja ſchon in agone. —
Nun ſo ruhe denn ſanft! Sünderin, gnade dir Gott!

30.

Der kluge Beobachter.

Ueberall richtet ſich hin mein vielumfaſſendes Auge;
Fehlt es am richtigen Blick, iſt mir der Türke doch hold.

31.

Der auferſtandne Orden.

Urian kam, in die Kutte verſteckt, geſchlichen zur Erde,
Buhlte mit Bigoterie, Loyola nannt' er das Kind.

32.

Der Krieg.

Völker balgen ſich dort und ſpielen mit glühenden Kugeln,
Trommeln ſchlagen den Takt, Blut ſich in Strömen ergießt.

33.

Der Friede.

Völker umarmen ſich hier und drücken einander die Hände;
Hinter dem Rücken jedoch ſchlägt man ein Schnippchen dazu.

34.

Die Ehre.

Bändchen und Kreuz und Stern — das iſt die köſtliche Nahrung,
Die mir die Eitelkeit beut, mich zu erſticken im Fett.

35.

Die Unſterblichkeit.

Jedermann ringt nach mir, der Künſtler, der Held und der Weiſe;
Sucht ihr ein höheres Ziel oder nur Ruhm auf Papier?

36.

Die Ewigkeit.

Gleichen ſoll ich der Schlange, die mit dem Kopf in den Schwanz beißt?
Habe nicht Kopf und nicht Schwanz, einerlei nur iſt mein Rumpf.
Dennoch verzehr' ich mich ſelbſt von vorn und ſetze von hinten
Neue Glieder mir an, einigend Leben und Tod.

37.

Die Freiheit.

Edel iſt das Geſchlecht des Roſſes; doch iſt es auch tückiſch:
Gehet mit dem gern durch, der es nicht bändigen kann.

38.

Das Vergnügen.

Alles eilet mir nach; hat mich nun Einer erhaſchet,
Sich zum Gefährten erwählt, wandl' ich in Ekel mich um.

39.

Der Schmerz.

Krampfhaft zuck' ich durch alle Gebein' und wühle die Bruſt durch;
Mich zu heilen vermag Niemand als Zeit oder Tod.

40.

Die Natur.

Welch ein ſtattliches Werk aus Rädern und Federn gebildet,
Nach dem künſtlichſten Plan alles zuſammengefügt!
Zöge nur nicht die Schwere das höhere Leben hernieder,
Würde nur nicht der Geiſt oft von der Maſſe zerdrückt!

41.

Die Gottheit.

Heiliges Weſen! ich höre dich wohl im Rollen des Donners,
Im Gebrauſe der Luft, ſelbſt in der Nachtigall Lied;
Ja, ich ſehe dich auch im Strahlenglanze der Sonne,
Fühle dich tief in der Bruſt — dennoch begreif' ich dich nicht!

42.

Das Schickſal.

Schwarz und weiß iſt das Doppelgeſpann des gewaltigen Schickſals;
Jenes nennet ſich Furcht, dieſes wird Hoffnung genannt.

43.

Die Furcht.

Rückwärts treib' ich dich ſtets, mit grauſigen Bildern bezaubernd
Deinen umnebelten Blick, daß du den Pfad nicht erkennſt.

44.

Die Hoffnung.

Immer getäuſcht, und immer genährt durch Täuſchung, beginn' ich
Immer von vorn, und zuletzt ſink' ich mit dir in die Gruft.

45.

Die Liebe.

Bunter Schmetterling du! was flatterſt ſo hoch in die Lüfte?
Wirſt dich bald ſenken herab, ach! und zerfallen in Staub.

46.

Der Himmel.

Alles ſchauet dorthin, wo in unermeſſlichen Räumen
Nach des Ew'gen Geſetz Sonnen und Monden ſich drehn;
Will im Sternengewühl erkunden Geſchichten der Zukunft:
Thoren! Die Erd' allein lehret ſchon euer Geſchick.

47.

Die Erde.

Hier wird Eiſen zuerſt im glühenden Feuer geſchmeidigt,
Dann auf den Ambos gelegt, tüchtig vom Hammer gekloyft;
Hat es nun endlich die Form, die längſt beſtimmte, gewonnen,
Wird es zerbrochen und fällt eilig zur Beute dem Roſt.

48.

Das menſchliche Leben.

Habt ihr jemal geſehn auf Bretern ſo wirriges Schauſpiel?
Myſtiſch beginnt es, doch nie wird euch das Räthſel gelöſt.
Enger nur ſchürzt ſich der Knoten, es wechſeln beſtändig die Masken;
Kommt es zum ſchließenden Akt, weiſt man auf Jenſeit euch hin.

49.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Bin ich das jüngſte? — Wohlan! doch bin ich das klügſte, das beſte;
Alles hab' ich verklärt, daß ihr den Glanz kaum ertragt.
Unrecht hab' ich in Recht, das Laſter in Tugend gewandelt;
Sagt, was fehlet der Zeit, daß ihr nicht golden ſie nennt?

50.

Der hypochondriſche Philoſoph.

Alles ſieht er verkehrt im nebelumdüſterten Spiegel —
Laſſt mich gewähren, ihr Herrn! Schauet ihr ſelber nur recht!

II.

Dialogiſche Epigramme.

1.

Mann und Weib.

Ein Gardinengeſpräch.

Er.

Daß es dem Manne nur nicht zu wohl auf Erden behagte,
Wohnt' er allein auf ihr, ſchuf die Natur noch das Weib.

Sie.

Nein, mein Trauter, Du irrſt! Die Natur, den Gegenſatz liebend,
Stellte den Seraph Weib neben Beelzebub Mann.

Er.

Schweig, du ſchnippiſches Ding! Den Gegenſatz bildeſt Du ſelbſt ſchon;
Seraph warſt Du mir ſonſt, heute Beelzebub, ach!

Sie.

Immer ſchauet ihr Männer uns doch durch farbige Gläſer;
Seraph war ich nicht ſonſt, heute Beelzebub nicht.

2.

Dito.
Ein kürzeres.

Er.

Als Gott hatte den Mann nach ſeinem Bilde geſchaffen,
Trat der Teufel hinzu, wandelte ſich in ein Weib.

Sie.

Als Gott hatte den Mann aus grober Erde geſchaffen,
Trat ein Engel hinzu, wandelte ſich in ein Weib.

3.

Der Orthodox und der Heterodox.

O.

Wer am kirchlichen Wort hält feſt, hat den richtigen Glauben;
Grübleriſche Vernunft, gieb dich gefangen ihm hin!

H.

Wer am göttlichen Wort hält feſt, hat den richtigen Glauben;
Göttlich iſt die Vernunft; gieb ihr gefangen dich hin!

4.

Der Praktiker und der Theoretiker.

P.

All' eu'r kluges Geschwätz ist nichts als Schießen ins Blaue;
Sichrer trifft man das Ziel, hat man den praktischen Blick.

Th.

All' eu'r Treiben und Thun ist nichts als Tappen im Finstern,
Wenn ich mit meiner Latern' euch nicht erhelle den Weg.

5.

Der Gelehrte und der Kaufmann.

G.

Was ist edler, als stets in alten und neuen Papieren
Spekuliren auf das, was uns zu Göttern erhebt!

K.

Spekuliren? Ja, ja! — auf Geld! das lohnt sich der Mühe;
Eure Gelehrsamkeit — ist sie ein Kreuzerchen werth?

6.

Der Autor und der Verleger.

A.

Viele Nächte durchwacht, um solch ein Werk zu erzeugen;
Willst Du nicht bieten die Hand, um es zu fördern an's Licht?

V.

Treffliches Werk! — Doch gieb mir lieber ein lust'ges Romänchen
Im greceurt'schen Geschmack! mundet der Lesewelt mehr.

7.

Der neue Oekonom und der alte Landmann.

N. Oe.

Kinder, lasst euch wie Schaafe mit Heu und Körnern ernähren!
Wahrlich, es frommt euch nicht, wenn ich bezahle mit Gold.

A. L.

Herr, wir haben verlängst Ihr neues Mittel erprobet;
Ach, es bekam uns gar schlecht! Thun Sie den Beutel nur auf!

8.

Die Schauspieler und die Zuschauer.

Sch.

Sagt, was sollen wir thun, daß ihr, von Entzücken ergriffen,
Con furore beklatscht, was wir euch bieten zur Lust?

Z.

Toben müsst ihr im ersten und wüthen im letzten der Akte;
Wenn ihr singend agirt, trillern und brüllen wie toll.

9.

Der Reisende und der Postillon.

R.

Schwager, fahre geschwind! Die Manichäer verfolgen
Mich mit peinlicher Hast: eile zum Thore hinaus!

P.

Herr, was nützet die Eil? Ein Manichäer erreicht uns
Alle gewiß; ich selbst muß ihm bezahlen die Schuld.

III.

Trilogische Epigramme.

Erstes Dreigespräch.

Der Bräutigam.

O wie glücklich bin ich! Nun gab sie mir endlich das Jawort:
Kommt die Stunde nicht bald, die uns auf ewig vereint?

Der Ehemann.

Ach wie geplagt bin ich! Jetzt giebt sie mir immer das Neinwort:
Kommt die Stunde nicht bald, die mich auf ewig befreit?

Der Hausfreund.

Nichts ist wahrlich so süß, als innige, zärtliche Freundschaft!
Selig in Kompanie leb' ich mit ihm und mit ihr.

Zweites Dreigespräch.

Der alte Edelmann.

Schauet die Sechzehn dort auf jenem gewaltigen Stammbaum!
Traun! Durch jeglichen Puls rinnt mir das edelste Blut.

Der neue Edelmann.

Seit der Gnädigſte mich mit dieſem Papiere geſtempelt,
Reicht mein adliges Haupt bis zu den Sternen hinan.

Der Bürgersmann.

Warum ſtreitet ihr doch, ihr Herrn, ob der Zeichen des Adels?
Iſt nicht edel das Herz, ſind ja die Zeichen nur Tand!

Drittes Dreigeſpräch.

Die neuern Philoſophen.

Tief ergründen wir alles; und wär' es noch ſo verborgen,
Zögen wir's dennoch an's Licht, fehlt' es am Lichte nur nicht.

Die ältern Philoſophen.

Unſer Ruhm iſt dahin durch dieſe neuen Geſellen;
Skeptiſch — dogmatiſch — verfängt unſere Weisheit nicht mehr.

Der große Haufe.

Philoſophirt nur, ihr Herrn! Wir eſſen und trinken und ſchlafen;
Das iſt Weisheit allein, heute noch gültig, wie ſonſt!

Vierte Dosis.

Trinksprüche und Räthsel.

Dulce est desipere in loco.

I.

Trinksprüche.

Vorspruch.

Was der Augenblick geboren,
Will nicht ſtreng gerichtet ſein;
Nicht mit Rezenſenten-Ohren
Krittelt man beim Glaſe Wein.
Herrſcht nur Frohſinn bei dem Feſte,
Sind auch mild die frohen Gäſte.

Anmerkung des Setzers.

Der Herr Verfaſſer hatte mir befohlen, nicht bloß die Sprüche, ſondern auch das Trinken mit zu ſetzen, weil ſolche Sprüche nicht nur geleſen, ſondern ſchlechterdings auch getrunken ſein wollten. Wir haben uns in der Druckerei lange die Köpfe zerbrochen, wie dieſer wunderliche Befehl — eine von den vielen Autoren-Grillen,

die uns arme Setzer so oft veriren — zu vollziehen sein möchte. Aber vergebens. Ich bitte also die hochverehrten Leser, ihn selbst zu vollziehen, nämlich so: Setzen Sie vor allen Dingen eine Flasche Champagner vor sich hin nebst einem Glase, und wie ich allmälig die Lettern aus dem Kasten in die Form setze zum Abdrucken, so setzen Sie allmälig den Wein aus der Flasche ins Glas zum Austrinken, dergestalt daß Sie bei jedem Spruche ein Glas trinken. Vielleicht gefallen Ihnen dann die Sprüche besser als mir, der ich sie nur bei einem Glase Wasser gesetzt habe. Ja es steht zu erwarten, daß Ihnen die Sprüche, so genossen, immer besser gefallen werden, je weiter Sie fortlesen und forttrinken werden.

Anmerkung des Verfassers.

Bravo, mein Herr Setzer! Das war ein gescheuter Einfall. — Aber nun folgen Sie auch, verehrteste Leser, diesem klugen Rathe! Ich versichre bei meiner Autor-Ehre, daß Sie dann ganz entzückt über meine Trinksprüche sein und am Ende sich dabei so selig fühlen werden, wie die epikurischen Götter in den Zwischenräumen der Welten. Versuchen Sie nur das Mittelchen! Probatum est.

1.

Den Muſen und den Grazien.

Alle Muſen ſollen leben,
Die begeiſternd uns erheben!
Und die Grazien daneben,
Die dem Leben Anmuth geben!
Was den Geiſt nach oben trägt,
Was des Edlen Bruſt bewegt,
Was dem Schönen iſt verwandt,
Sei mit Lieb' und Ruhm genannt!

2.

Der Frau Händel-Schütz.

(Nach einigen mimiſchen Privat-Darſtellungen)

Was das graue Alterthum
Durch des Meißels Wundergaben
Hat in Marmor eingegraben,
Hellas, Dir zum ew'gen Ruhm;
Was auf Melpomenens Ruf
Göthe, Schiller hat erfunden;
Was in hehren Weiheſtunden
Raphael und Dürer ſchuf:
Alles weiß in lebensvollen Bildern
Ihre Kunſt mit eigner Kraft zu ſchildern.
Darum laſſt den vollen Becher klingen,
Ihr ein dreifach Lebehoch zu bringen!

3.

Den Frauen im Professor-Vereine. *)

In diesen Friedleins-Hallen
Kennt man die Feindschaft nicht;
Den Frauen zu gefallen,
Ist unsre schönste Pflicht.

Hier schlägt uns nicht die Krallen
Herr Samiel ins Gesicht;
Zurück von hier muß prallen,
Was unsern Frohsinn bricht.

Hier, wo nicht Bomben knallen,
Thut man auch gern Verzicht
Auf Lorbern, die im Fallen
Ein Heldenarm erficht.

Hier läßt man nur erschallen
Der Gläser Rollgewicht;
Hier darf nur wiederhallen
Was jetzt mein Mund ausspricht:

Hoch leben unsre Damen!
Wohlan, ihr Herrn, sprecht Amen!

---

*) Eine Gesellschaft, die sich in den Wintermonaten bei Herrn Friedlein, dem gefälligen Wirth im Hôtel de Saxe zu Leipzig, versammelt und gewöhnlich nur aus Männern besteht, zuweilen aber auch die Frauen zu einem Tänzchen einladet.

4.

Dito.

„Seid umschlungen, Millionen!"
Rief ein deutscher Dichter aus,
Der, geschmückt mit ew'gen Kronen,
Ruhet in Allraters Haus.

Millionen zu umschlingen,
Ist für meinen Arm zu viel;
Nur ein Lebhoch darzubringen
Unsern Frauen, ist mein Ziel.

Darum seid uns neu willkommen
In dem alten Herrn-Verein!
Euch zum Heile, Euch zum Frommen
Leeren wir dieß Gläschen Wein!

5.

Was wir lieben.

(In demselben Vereine)

Was wir lieben! tranken sonst die Alten;
Was ich liebe, will ich nicht verhalten,
Denn es sind vier zarte Frauen,
Schön und lieblich anzuschauen:
Die hochwürd'ge Fakultät,
Die gar fest im Grundtext steht:
Und das Spruchkollegium,
Das gerade macht, was krumm;

Und der graziose Orden,
Der dem Tode wehrt das Morden;
Und die Philosophica,
Die erforscht das O und A —
Diese vier sind's, die ich liebe
Mit der größten Inbrunst noch,
Denen ich mit heißem Triebe
Bringe viermal Lebehoch!

6.

D i t o.

(In einem kleinen Privatzirkel)

Was wir lieben! —
Was wir trieben,
Als wir blühten
Und noch glühten
Für die Schönen,
Als das Sehnen
Gab der Brust
Schmerz und Lust.
Lasst uns trinken!
Seht, es winken
Glas und Wein:
Schenket ein!
Stoßet an!
Jedermann
Denkt dabei,
Was ihm treu

Iſt geblieben. —
Was wir lieben!

Doch, halt, ihr Gäſte!
Jetzt kommt das Beſte
Vom kleinen Feſte:
Alle Frauen,
Hier zu ſchauen,
Alle müſſen
Noch mich küſſen;
Dichter dürfen
Honig ſchlürfen
Von den Lippen,
Dürfen nippen
Kuß und Wein;
So ſoll's ſein!

7.

Der Konfraternität. *)

Vor Peſtilenz und theurer Zeit,
Vor jeder Lebensgefährlichkeit,
Vor ſchmetternden Kriegstrommeten,
Vor donnernden Schlachtmusketen,

---

*) Ein Hülfsverein, der im dreißigjährigen Kriege, während die Peſt in Leipzig wüthete, entſtand und am 7. März 1824 ſein zweihundertjähriges Jubiläum feierte.

Vor Dolchen, zum Mord gedungen,
Vor giftigen Läſterzungen,
Vor falſchen Judaskuſſen,
Vor tauben und harten Nüſſen,
Vor Schulden, nicht zu bezahlen,
Vor böſer Launen Qualen,
Vor Neidhart's Samenkörnern,
Vor Häuptern, gekrönt mit Hörnern,
Vor Jeſuiten und alten Hexen,
Vor neuen Wundern und Dintenkleksen,
Vor allzubiſſigen Rezenſenten,
Doch auch vor miſerabeln Skribenten,
Vor Nachdruckern und ſtrengen Zenſoren,
Vor langen Perucken und langen Ohren,
Vor ſchlechtem Wein und ſchlechtem Gelde,
Vor Mäuſefraß im dürren Felde,
Vor Deſpotism und Tyrannei,
Vor Myſtizism und Schwärmerei,
Vor allem, was die Vernunft macht todt,
Behüt' uns lieber Herre Gott.

Dieſe neue Litanei,
Von den Horen vorgeſungen,
Seit die alte Melodei
Unſern Ohren iſt verklungen,
Sei der hohen Tafelrunde
Jetzt geweiht zur guten Stunde.

Doch nun erhebt noch einmal die Becher,
Ihr Herren brüderſchaftlichen Zehrer!
Denn was zwei volle Jahrhunderte ſtand,
Trotz bietend dem Strome der Zeiten,
Das muß, ein herzenumſchlingendes Band,
Den Enkeln noch Freude bereiten.
Drum rufet mit mir alleſammt aus,
Bevor ſich ſchließt der fröhliche Schmaus:
Alma confraternitas!
Vivas, crescas, floreas!

8.

Dem Doktor Luther. *)

Nach unſrer lieben Frauen Wunſch
Hat ſich verwandelt der Ananas-Punſch
Zu einen Ananas-Kardinal,
Der nun vermöge der neueſten Wahl,
Vollzogen im Pauliner-Konklave
Zum großen Verdruß der römiſchen Schafe,

*) Am erſten Reformazionsfeſte nach der letzten Papſtwahl war im hieſigen Paulinum (dem Univerſitätsgebäude) eine kleine Geſellſchaft zu einem Ananas-Punſche eingeladen. Der Punſch aber wurde in einen ſogenannten Kardinal verwandelt und dieſer dann wegen ſeiner ungemeinen Vortrefflichkeit in einen Papſt umgetauft. Man wird hoffentlich jenſeit Scherz verſtehn und die Geſellſchaft nicht deshalb in den Kirchenbann thun.

Erhoben werden zum Ananas-Papſt,
Damit Du, Seele, Dich dran erlabſt.
So laſſe denn jeder ſein Gläschen füllen,
Um ſeinen Durſt nach dem Papſte zu ſtillen!

Nun aber laſſt uns die Gläſer heben
Und unſern Doktor Martinus leben!
Den Mann, der gerüſtet mit Gotteskraft
Das Joch uns hat vom Halſe geſchafft,
Aus dem Kloſter befreit die Mönch' und die Nonnen,
Und ſich ſelbſt ein liebes Käthchen gewonnen.
Drum ſoll nach drei Jahrhunderten noch
Der Gottesmann leben dreimal hoch!

9.

Den Hellenen.

Dem Volke, das von Barbarei gebunden
Im tiefen Todesſchlummer lag,
Das nun erwacht der Freiheit Bahn gefunden,
Die Feſſeln des Tyrannen brach,
Das, wenn auch blutend aus zehntauſend Wunden,
Frohlockend grüßt den neuen Tag,
Das in der Chriſten Völkerchor ſich reihet —
Hellenen, euch ſei dieſes Glas geweihet!

10.

Einer Helene.

Wir ließen die Hellenen leben,
Auch auf Helenen ſtieß man an;

Noch Eine will ich jetzt erheben,
Ein feines Kind, wohl angethan! —
So? hör' ich euch voll Neugier fragen,
Wer iſt die Eine Helena? —
Das, Freunde, kann ich euch wohl ſagen:
Sie iſt — ſie iſt — ſie iſt — ja, ja!
Wenn ihr ſie ſelber hier erſchauen
Im allertreuſten Bilde wollt,
So dürft ihr euren Augen trauen:
Schaut auf! — Hier iſt mein Liebchen hold. *)

11.

Einem jungen Maler.

Der durch der Farben wundervolles Spiel,
Im Bilde, der Ideen Welt läſſt ſchauen;
Der von der Muſ' empfing der Gaben viel,
Und raſtlos ſtrebend lohnet ihr Vertrauen;
Der immer ſich das Höchſte ſetzt zum Ziel,
Um ſeines Ruhmes Tempel aufzubauen:
Dem jungen Künſtler laſſt ein Lebhoch klingen!
Mag jedes Werks Beginn ihm wohl gelingen!

12.

Einem ländlichen Brautpaare.

Was in heil'gen Weiheſtunden,
Wo ſich Herz und Herz gefunden,
Schickſal und Natur verbunden

*) Damit niemand bei dieſem Toaſt allerlei bedenkliche Gloſſen mache, will ich lieber gleich ſelbſt eine machen. Das Liebchen war nichts mehr und nichts weniger als — ein Püppchen, mit dem meine Kinder ſpielten.

Durch der Liebe Zaubermacht:
Dem ein heitrer Himmel lacht
Selbſt in Sturmes Mitternacht.
Drum Glück auf dem holden Paare,
Das ſich heut' am Traualtare
Ew'ge Lieb' und Treue ſchwur!
Heil ihm! denn der ſchönſte Segen
Folgt, wie Saatkorns Frucht dem Regen,
Ew'ger Lieb' und Treue Spur.

13.

Einem Ehepaare.

(Am Geneſungsfeſte des Mannes)

Heil dem Manne, der geneſen,
Der in Todes Hand geweſen,
Und nun präſidirt beim Schmaus!
Mög' er hundert Jahr noch leben!
Drum laſſt uns die Gläſer heben,
Auf ſein Wohl ſie leeren aus!

Heil der Frau, die ſein gepfleget,
Die das Flämmchen hat geheget,
Daß es brennt ſo luſtig noch!
Wer ein ſolches Weib errungen,
Hat das höchſte Glück erſchwungen;
Stoßet an! Sie lebe hoch!

14.

Hänschen im Keller.

Was im Dunkeln war verborgen,
Kommt ans helle Tageslicht,

Wenn des jungen Lebens Morgen
Voll von Ahnungen anbricht.
Lasst uns denn heraus begrüßen
Einen lieben kleinen Fant!
Ihm das Leben zu versüßen,
Eine Herz sich und Verstand!

15.

Den Freunden in B.

Kennt ihr wohl den hehren Königssitz,
Wo sich Kunst und Wissenschaft vermählen?
Wo noch heute von dem großen Fritz
Jung und Alt sich manche Mähr' erzählen?
Wo sich Mystik und frivoler Witz
Streiten, wer von beiden zu erwählen?
Wo der Adler schleudert seinen Blitz
Auf die Bündler, welche Arges hehlen?
Dort verweilen in beschednet Klause
Unsre Lieben, von dem Weltgebrause
Unberührt — wohlan, sie sollen leben!
Dreimal lasst uns ihnen Salve geben!

16.

Den Frauen zweier Jubelmagister.

Beim frohen Jubelfeste
Vergesset nicht das Beste:
Was hilft doch alles Trinken,
Wenn uns nur Gläser winken?

Weit beſſer, aus ſchönen Augen
Ein höheres Glück zu ſaugen.
So laſſt uns gedenken der Jubelfrauen,
An denen die Herrn ihre Freude ſchauen:
O möchten noch lange vereint ſie leben! —
Drauf laſſt noch einmal die Gläſer erheben!

17.

Den neukreirten Magiſtern.

Es muß ſich alles umgeſtalten,
Das Junge folget nach dem Alten;
Und was die Zeit geboren hat,
Dem ſagt die Zeit auch: Schach — und matt!
Drum laſſet auch leben die neuen Magiſter,
Daß, ehe ſie kommen ins alte Regiſter
Und bevor das Jugendfeuer löſcht aus,
Ein jeder führe ſein Weibchen nach Haus!
So werden die neuen Herren Magiſter
Einſt werden gewiß recht wackre Philiſter.

18

An einem Sylveſterabende.

Horch! es tönt die letzte Stunde
Von dem Glockenthurm herab,
Bringt uns feierlich die Kunde:
Wieder ſank ein Jahr ins Grab.
In das Meer der Ewigkeiten
Stürzt das Alte ſich zuver;

Aus dem Strom der Wechſelzeiten
Drängt das Neue ſich empor.

So laſſt uns die jüngſte der Horen begrüßen;
Im lichten Gewande der Hoffnung erſcheint
Die Hehre; ſie will uns das Leben verſüßen;
Schon hat ſie beglückend die Freunde vereint.
Drum füllet noch einmal mit dampfendem Punſche
Die Gläſer und leert bis zum Grunde ſie aus!
Gewährt ſei Erfüllung dem heißeſten Wunſche:
Die Hore geleite den Frieden ins Haus!

19.

Der Frau eines Philoſophen.

(Ein Geſang-Toaſt nach Gaudeamus igitur)

Freut euch, Freunde, allzumal!
Laſſt uns fröhlich ſingen!
Im Paulinum iſt gut ſein,
Hier auch ſprudelt ſüßer Wein;
Laſſt die Gläſer klingen.

Heute kam ein Kind zur Welt,
Nannten's Wilhelmine;
Munter wuchs das Kind heran,
Von den Grazien angethan
Mit gar holder Miene.

Manchem ſchlug wohl hoch das Herz,
Blickt' ihn an die Kleine;

Doch zu spröde war ihr Sinn,
Keinem gab ihr Herz sich hin,
Gleich als wär's vom Steine.

Endlich kommt ein Philosoph,
Der die Hand ihr drücket;
Logik und Metaphysik
Lehren ihr das **Die cur hic**;
So wird sie berücket.

Darum freut euch nun mit uns!
Lasst die Gläser klingen!
Feiert man ein Wiegenfest,
Ziemt es sich, dem Wicht im Nest
Lebehoch zu bringen.

20.

Meiner Hermine.

Die Du, zierlich gebaut, mit leichtem Schritte dahin schwebst,
Tanzend den Boden kaum, gleich Atalanten, berührst:
Die Du, immer getreu, durch Felder und Wiesen begleitest
Deinen glücklichen Freund, wenn er den Büchern entflieht;
Die Du, nimmer geplagt von des Trübsinns märrischen Launen,
Stets mich freundlich empfängst — meine Hermine, leb' hoch! *)

*) Auch hier seh' ich mich zu einer kleinen Glosse genöthigt, da die böse Welt immer Arges zu denken geneigt ist. Hermine ist der mystische (auf die früher von mir redigirte Zeitschrift Hermes bezügliche) Name meines Reitpferdes. Dieses gute Thier hat so viel Verdienste um mich, daß ich glaubte, es aus Dankbarkeit eben so unsterblich machen zu müssen, als Alexander's Bucephalus und Don Quixote's Rosinante geworden

II.

Räthſel.

1.

Ein Sach- und Worträthſel.

Bald erſchein' ich Dir als Haus,
Strecke weit den Arm heraus,
Winke Dir mit Freundesblicken,
Deinen Magen zu erquicken.

Bald erſchein' ich Dir als Faß,
Angefüllt mit bittrem Naß;
Willſt Du ſüßeres genießen,
Magſt Du Nektar in mich gießen.

Bald erſchein' ich Dir als Mann,
Der ſich aus Gedanken ſpann
Ein Gewebe, nicht für Zofen
Tauglich, nur für Philoſophen.

Wie nun Mann und Faß und Haus
Machten einſt ein Kleeblatt aus,
Als dem weltberühmten Faſſe
Diogen war Hauseinfaſſe:

So macht Haus und Faß und Mann
Jetzt ein wörtlich Dreigespann.
Willst Du's finden schnell, so such' es
Auf dem Titel dieses Buches!

2.

Ein doppeltes Sachräthsel.

Zwei Künste sind, die uns mit Staunen füllen
Ob unsres eignen Geistes Wunderwelt.
Die Eine hebt uns bis zum Sternenzelt,
Und lehrt des Himmels Wesenheit enthüllen.

Des Wissens rege Sehnsucht kann sie stillen;
Der Feigste selber wird durch sie ein Held:
Denn schaut er unter sich das Erdenfeld,
Wie muß der Muth dann seiner Brust entquillen!

Die Andre hüllet Dich in Dunkel ein
Bei hellem Tag, und an der Gattin Seite
Erquickt sie Dich mit nektarsüßen Düften;

Sie tröstet auch in mancher Noth und Pein,
Beruhigt selbst das Herz, empört vom Streite
Nun rathe, Freund, das schönste Paar von Künsten!

3.

Ein Worträthsel.

(Zweisylbig)

Donner und Blitz und Sturm erzeugen sich furchtbar im Ersten,
Ach! und haben gar oft grimmig das Zweite zerstört.

Iſt dir das Ganze beſchieden, ſo kannſt du trotzig herabſchaun
Auf das Erdengewürm, das dich ſo bitter geplagt.

4.

D i t o.
(vierſylbig)

Ohne Schönheit und Glanz iſt zwar mein Erſtes geſtaltet;
Doch hat Mutter Natur göttliche Kraft ihm verliehn.
Lockſt du dieſe hervor mit meinem Zweiten, o Wunder!
Welch ein magiſcher Dunſt ſteigt aus dem Ganzen empor!

5.

D i t o. *)
(dreiſylbig)

Vergebens ſträubſt du dich, wenn dich die Erſten plagen;
Der Himmel ſchickt ſie dennoch dir ins Haus.
Die Dritte nimmſt du in die Hand, bequem zu tragen
Die Waffe, die du führſt im harten Strauß.

Das Ganze giebt dir Werth, wenn du es ernſt beſtritten,
Und die Vernunft das ſchwache Herz bekehrt;
Haſt du dabei auch oft und mancherlei gelitten,
So iſt der Sieg doch deiner Thränen werth.

---

*) Die folgenden Räthſel ſind weiblichen Urſprungs.

6.

D i t o.

(fünfsylbig)

Die Ersten sind ein leichter Schmuck für Viele,
Doch seufzt auch Manche unter ihrer Last;
Gereichen jenen sie zum leichten Spiele,
So tragen diese ernst sie und gefasst.

Die letzten Drei sind von den deutschen Frauen
Noch mehr als jener eitle Schmuck geehrt;
Doch in Italien und in Frankreichs Auen
Wird weniger geschätzt ihr hoher Werth.

Das Ganze ist ein zart und leicht Gewebe;
In Schlesien ist sein wahres Vaterland.
Wer's nicht errathen kann, der — merkt es! — gebe
Ein Stück davon als Straf' in meine Hand.

7.

D i t o.

(dreisylbig)

Mein Erstes hebt sich von der Erde
Mit kühnem Streben stolz empor;
Es zeigt dir mancherlei Geberde;
Aus schwachem Keime bricht's hervor.

Die Letzten braucht man nicht zu Spitzen,
Doch Kleider geben sie gar fein;
O möchtest du stets drinne sitzen!
So würdest du ein Krösus sein.

Univ. Bibl.

Das Ganze zählt man zu den Früchten;
Doch soll es nicht genießbar sein.
Wo's herkommt, will ich dir berichten:
In Indien wächst es, nicht am Rhein.

8.

D i t o.

(zweisylbig)

Wer kennt ein Wort, das, wenn man seine Zeichen
Bald so bald so geschickt zusammenstellt,
Die Phantasie entführt zu fernen Reichen,
Und Wunderdinge mancher Art enthält?
Doch alle Zeichen darfst du nicht verbinden,
Willst du die ersten fünf der Räthsel finden.

1.

Die Hauptstadt zeigt es Dir von einem Volke,
Das einst an Größe viele überbot;
Noch jetzt strahlt seine Kunst durch eine Wolke
Des Aberglaubens und der tiefsten Noth;
Und in vergangner Größe Marmorhallen
Siehst du erstaunt die Bettelmönche wallen.

2.

Auch nennt mein Wort mit andern seiner Zeichen,
Was Heil den Kranken, nicht den Sterbenden,
In Tropfen oder Pülverchen soll reichen,
Und Hoffnung rauben, ach! den Erbenden.
Am besten ist's, kannst du den Mann entbehren.
Doch folge voll Vertrauen seinen Lehren!

3.

Und ſind die Zeichen anders noch verbunden,
So haſt du bald und leicht das Wie und Wo
Von jedem Dinge in der Welt gefunden.
Du ſtaunſt? — Doch höre nur! ich mein' es ſo:
Das Eine ſagt, wozu ein Ding gehöre,
Das Andre, wo es wohl zu finden wäre.

4.

Dann nennt mein Wort dir eine Eigenſchaft,
Die man bei Frauen weiß gar hoch zu ſchätzen;
Verleiht ſie gleich nur wenig Körperkraft,
So wird ſie deſto minder auch verletzen.
Doch iſt der innre Sinn damit begabet,
So wird das Herz vom Schönſten oft erlabet.

5.

Noch zeigt ſich in dem Worte deinen Blicken
Der Wolf, den allzuwohl ein jeder kennt.
Er weiß die Stärkſten ſelber zu berücken;
Und wenn es nun im Herzen lodernd brennt,
So zieht der Schelm wohl treulos ab mit Eile.
Doch traure nicht! — Oft iſt's zu deinem Heile.

6.

Das Ganze weiß durch ſeine Harmonien
Nicht bloß das Ohr, die Sinne zu ergötzen;
Ihm war vor Allen jene Kunſt verliehen,
Den Geiſt in frohes Staunen zu verſetzen,

Und auch das Herz durch Weiſen zu erlaben,
Die innig bald und weich, und bald erhaben.

Mein Wort iſt dir gewiß nun wohlbekannt;
O lächle nur! Du haſt es ſchon gefunden.
Zu oft ward überall der Mann genannt;
Auch danken wir ihm tauſend ſchöne Stunden.
Reich iſt durch ihn der Töne Kunſt geworden:
Todt lebt er noch in Polyhymnia's Orden.

Anhang.

1.

Rezept

am Unpäſſlichkeits-Sopha einer jungen Frau geſchrieben.

Ziehe aus den Roſen Duft,
Aus den Büchern heitern Sinn,
Schöpfe fleißig friſche Luft,
Lege Scheer' und Nadel hin,
Mache oft die Aeuglein zu,
Daß der zarte Körper ruh'
Von der Zehe bis zum Mund,
Wirſt Du werden bald geſund.
Dieſe Heilungsvorſchrift gab

Dein

erfahrner
Aeskulap.

2.

Bitte

eines preſshaften Autors bei Ueberreichung ſeines Buches.

Freundin, macht Dir lange Weile
Dieſe oder jene Zeile,
Laß die Stirn nicht werden kraus!
Krauſe Stirnen machen häſslich,
Sind dem Autor gar zu gräſslich;
Drum ſieh' immer freundlich aus
Gleich den Grazien und Muſen,
Die in ew'ger Heitre blüh'n,
Während Parzen und Empuſen
Nur in düſtrem Haß erglühn!

Fünfte Dosis.

Ernsthaftere Schlussworte

zur

Herstellung des Gleichgewichts.

Res severa verum gaudium.

Vorbemerk.

Die Geſchichte der Philoſophie erzählt von zwei alten Philoſophen, deren Einer ſtets gelacht, während der Andre ſtets geweint habe. Wäre dieſe Erzählung wahr — was ſehr zu bezweifeln — ſo könnte man nicht anders urtheilen, als daß Beide vollendete Narren geweſen. Das menſchliche Leben giebt freilich viel Stoff zum Lachen — und in Abdera, wo der Erſte jener Philoſophen hauſte, mag dieß nach Wieland's bekannter Darſtellung der Abderiten ſehr häufig der Fall geweſen ſein — wer wird aber deshalb beſtändig den Mund ſardoniſch verzerren! Das Leben hat auch eine ſehr ernſthafte Seite; und wenn wir gleich nicht mit dem Philoſophen von Epheſus darüber immer weinen ſollen, ſo ſollen wir uns doch oft mit ganzer Seele, alſo auch mit ernſter Haltung, in die Tiefen deſſelben verſenken. Darum hielt es der Verfaſſer für nöthig, den vorausgegangenen Spott- und Scherzreden ein paar ernſthaftere Schlußworte beizufügen. Er wollte da-

durch zuvörderſt ſein eignes Gemüth wieder in das gehörige Gleichgewicht ſetzen. Denn das Lachen, beſonders das länger anhaltende, bringt uns immer ein wenig aus dem Häuschen. Zugleich aber wollt' er auch — da man nie wiſſen kann, in welche Hände ein Buch fällt, noch weniger vorausſetzen, daß Allen alles gefällt — denjenigen Leſern, die eine ernſthafte Lektüre jeder andern vorziehen, doch wenigſtens etwas bieten, woran ſie ſich halten könnten, wenn ſie etwa dieſes kleine Buch gelegentlich in die Hände nähmen.

I.

Was iſt die Liebe?

Eine Sonntagsfrage *).

Man iſt gewohnt, den Sonntag, nächſt ſeiner höhern Beſtimmung unſern Blick aufwärts zu richten, auch als einen Tag der Ruhe und der Freude zu betrachten. Wahre Ruhe und Freude aber kann nur dem zu Theil werden, deſſen Herz, von Liebe beſeelt, mit Gott und der Welt im Frieden lebt. Darum könnte man den Sonntag noch paſſender einen Liebestag nennen. Denn die Liebe iſt eben die Sonne, die dieſen Tag vorzugsweiſe überſtrahlen, die ihn als ein regelmäßig wiederkehrendes Wochenfeſt von gemeinen Werkeltagen auszeichnen und gleich-

*) Dieſen Aufſatz ließ der Verf. im J. 1813 in ein Zeitblatt, genannt die Sonntagsſtunde, einrücken. Da dieſes Blatt wenig geleſen worden, auch längſt vergeſſen iſt, ſo hat er ihn hier erneuert und verbeſſert abdrucken laſſen.

ſam mit einem Heiligenſchein umgeben ſoll. „Aber" — hör' ich die Leſer fragen — „was iſt denn die Liebe, „die du dem Sonntage zueignen willſt?" In der That ſetzt mich dieſe Frage in einige Verlegenheit. Denn das Wort Liebe wird in ſo mannichfaltigen Beziehungen gebraucht und auf ſo vielerlei Gegenſtände angewandt, daß es äußerſt ſchwer iſt, das Allgemeine, was jenen Beziehungen zum Grunde liegt und daher das eigentliche Weſen der Liebe ausmacht, herauszufinden und mit Worten darzuſtellen. Dieſe Schwierigkeit und der Umſtand, daß die Liebe faſt in jedem Gemüth ein eigenthümliches Gepräge oder eine beſondre Farbe annimmt und ſich in Beziehung auf verſchiedne Gegenſtände ſo verſchieden äußert, mag wohl Schuld ſein, daß es ſeit der Zeit, wo man die Liebe nicht bloß fühlen, ſondern auch wiſſen wollte, was man fühlte, faſt eben ſo viel Erklärungen von der Liebe als Liebende giebt, und daß ſelbſt dieſe ſich zuweilen entzweien, wenn ſie ſich über das Weſen der Liebe erklären ſollen. Dennoch will ich einen neuen Verſuch wagen, in todten Worten anzudeuten, was eigentlich das tiefſte, innerſte, gleichſam lebendigſte Leben ſelbſt iſt.

Wo nämlich Liebe ſtattfinden ſoll, muß Leben ſein. Ich möchte dieß den erſten Grundſatz in der Theorie der Liebe nennen, den ich mir vor allen Dingen zuzugeben bitte, wenn ich einen Schritt weiter gehen ſoll. Was aber das Leben, das ich als Grundbedingung der Liebe betrachte, ſelbſt ſei — auf dieſe Frage kann ich mich, ohne zu weit von meinem Ziele abgeführt zu werden, jetzo

nicht einlaſſen. Wir wollen uns alſo vor der Hand mit dem bekannten Worte begnügen, das Göthe ſeinem Egmont in den Mund legt, wenn er dieſen das Leben eine ſüße freundliche Gewohnheit des Daſeins und Wirkens nennen läſſt. Denn es erhellet ſchon aus dieſem treffenden Worte, daß zum Leben mehr als ein bloßes ſtarres Daſein, daß auch Thätigkeit und Gefühl des Daſeins durch Thätigkeit dazu gehört. Je größer dieſe Thätigkeit und je inniger und ſtärker das dadurch erregte Gefühl des Daſeins iſt, deſto mehr Fülle hat das Leben und auf einer deſto höhern Stufe des Lebens ſteht das lebende Weſen. Wir fühlen aber nur dann unſer Daſein recht innig und ſtark, wenn es harmoniſch iſt, d. h. wenn unſre Thätigkeit nicht nur mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit der Thätigkeit andrer Weſen möglichſt übereinſtimmt. Denn jeder Widerſtreit in unſrer Thätigkeit, er gehe aus uns ſelbſt oder aus der Wirkſamkeit andrer Weſen hervor, hemmt unſer Lebensgefühl und vernichtet es am Ende, wenn er nicht aufgehoben wird. Es iſt daher in jedem lebenden Weſen ſchon von Natur ein inneres Streben nach einem harmoniſchen Daſein, und dieſes Streben iſt es eben, was die Sprache mit dem Worte Liebe bezeichnet. Darum ſagten die Alten, Eros beherrſche Götter und Menſchen, ja er beherrſche die ganze Natur, wieferne Leben in ihr verbreitet iſt und dieſes allgemeine Leben der Natur in gewiſſen Einzelweſen hervortritt, die wir ebendarum lebende Weſen nennen.

Es bedarf meines Erachtens nur eines flüchtigen Blicks auf die Gegenstände, worauf sich die Liebe beziehen kann, um uns von der Richtigkeit dieses Begriffs von der Liebe zu überzeugen. Wir fangen sogleich mit dem erhabensten Gegenstande dieser Art an — der Gottheit. Dieses Wesen, so unerforschlich dem Verstande, so weit hinausgerückt über alle unsre Begriffe, ist doch so fasslich und so nahe dem Herzen und dessen innerstem Gefühle durch die Liebe. Wie äußert sich nun die Liebe zu jenem Wesen? — Alle, die nur irgend von der Liebe gegen Gott geredet haben, sie mochten sich übrigens eine Vorstellung von Gott bilden, welche sie wollten, redeten von ihr als einem Streben, durch welches sich der Mensch in eine gewisse Harmonie mit Gott zu setzen sucht. Darauf zweckten selbst dort, wo man die Gottheit für ein nach menschlicher Weise leidenschaftliches Wesen hielt, alle die Anstalten und Gebräuche ab, wodurch man die erzürnte Gottheit versöhnen und ihr Wohlgefallen erwerben zu müssen glaubte. Darauf ist aber auch das edlere Bemühen derer gerichtet, welche, Gott als den heiligen und seligen Urgeist verehrend, durch Aehnlichkeit in Gesinnung und Handlungsweise mit ihm Eins zu werden suchen. Ueberall zeigt sich uns ein inneres Streben nach einem mit Gott harmonischen Dasein, und eben dieses Streben ist die Liebe zu Gott. Man kann daher diese Liebe auch wohl ein Streben nach dem Höchsten, dem Vollendeten, dem Absoluten nennen. Nur vergesse man nicht, daß man dadurch nicht die Liebe überhaupt, sondern nur die erste und reinste Art

der Liebe, gleichsam die Liebe in der höchsten Potenz bezeichnet.

Der zweite Beziehungspunkt der Liebe ist der Mensch. Hier entfaltet sich jenes Streben nach harmonischem Dasein in der üppigsten Fülle und erzeugt die allgemeine Menschenliebe, die Vaterlandsliebe, die Freundesliebe und die Geschlechtsliebe, von welcher letzten wieder die eheliche, die elterliche, die kindliche, die geschwisterliche und die Verwandtenliebe überhaupt, wenigstens zum Theil, abstammen; denn im Geschlechtsverhältnisse allein sind sie keineswegs begründet. Der Mensch fühlt sich schon von Natur hingezogen zu allem, was ein menschenähnliches Antlitz trägt. Denn er fühlt, wenn er es auch noch nicht klar und deutlich denkt, daß sein vereinzeltes Dasein, ohne Verbindung mit der Menschheit außer ihm, nur ein unvollständiges Dasein ist. Je mehr sich dieses Gefühl in ihm entwickelt, desto umfassender wird auch sein Streben, sein eignes Dasein mit jedem andern menschlichen Dasein in Einklang zu bringen. Und so entwickelt sich in ihm nach und nach die Liebe zum Menschen, von den ersten Regungen im Herzen des Kindes an der nährenden Brust der Mutter, durch alle Arten und Grade hindurch, bis zu derjenigen Stufe, wo sie die Menschen bloß um der Menschheit willen liebt und sich so an die Liebe zur Gottheit, deren Abbild die Menschheit ist, anschließt.

Bei der Geschlechtsliebe, die sich oft den Namen der Liebe ausschließlich, obwohl mit Unrecht, aneig-

net, kommt zu jenem allgemeinen Grunde der Liebe in der Menschenbruſt noch ein eigenthümliches Motiv hinzu. Die Natur hat in den beiden Geſchlechtern die Menſchheit gleichſam in zwei Hälften geſpalten, die den auffallendſten Gegenſatz mit einander bilden, man mag auf körperliche Geſtaltung oder geiſtige Anlage ſehn. Daher leben beide Geſchlechter von Natur mit einander in einem beſtändigen Kriege, der alles geſellige Beiſammenſein derſelben auf die Dauer unmöglich machen würde, wenn nicht der Waffenſtillſtand, den die Geſchlechter, vom bloßen Bedürfniſſe geleckt, von Zeit zu Zeit ſchließen, durch die Liebe als Mittlerin in einen wirklichen Frieden verwandelt würde. Dieſes Streben nach harmoniſchem Daſein knüpft nämlich zwei Individuen beiderlei Geſchlechts, welche fühlen, daß die von der Natur ſelbſt bewirkten Diſſonanzen in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe nur durch ein gänzliches Hingeben an einander in Harmonie aufgelöſt werden können, auf das Innigſte zuſammen und verſöhnt ſo den Mann durch das Weib mit dem weiblichen, wie das Weib durch den Mann mit dem männlichen Geſchlechte. Die Geſchlechtsliebe iſt daher nichts anders als ein Streben nach harmoniſchem Daſein im gegenſeitigen Verhältniſſe der Geſchlechter; und da ein durchaus harmoniſches Daſein für beide Geſchlechter nur in der Ehe möglich (obwohl nicht immer wirklich) iſt, ſo iſt die Geſchlechtsliebe ein nothwendiges Streben nach der Ehe, wenn ſie ſich gleich nicht immer als ſolches ausſpricht, ſondern oft auch nur den Charakter der Freundesliebe annimmt. Ich könnte über

dieſen Gegenſtand noch vieles zur Beſtätigung meines Hauptſatzes ſagen; allein die Geſchlechtsliebe hat ihre Myſterien, und von dieſen darf ſelbſt der Eingeweihte nicht den Iſisſchleier heben.

Ich wende mich daher zu einem andern Beziehungspunkte der Liebe, welcher das Ich oder das Selbſt des Liebenden iſt, um einem Einwurfe zu begegnen, der meinen Leſern vielleicht ſchon längſt auf der Zunge geſchwebt hat. Beim erſten Anblicke ſcheint es nämlich, als wenn die echte Liebe ſich gar nicht auf das eigne Subjekt beziehen könnte und der Ausdruck Selbliebe etwas Widerſinniges enthielte. Allein bei tieferer Unterſuchung der Sache zeigt es ſich, daß das wahre Weſen der Liebe im liebenden Subjekte ſo gut, wie außer demſelben, ſeinen Gegenſtand findet. Wer liebt, oder mit andern Worten, wer nach einem harmoniſchen Daſein ſtrebt, wird dieſe Harmonie vergebens außer ſich ſuchen, wenn er ſie nicht, zum Theil wenigſtens, ſchon in ſich ſelbſt hat. Denn nichts ſtört ein harmoniſches Daſein mehr, als der Widerſtreit, der in unſrem eignen Buſen, d. h. in unſern Gefühlen und Empfindungen, in unſern Vorſtellungen und Erkenntniſſen, in unſern Geſinnungen und Entſchlüſſen, in unſern Wünſchen und Hoffnungen waltet. Wie alſo der Liebende nach einem mit Andern harmoniſchen Daſein ſtrebt, ſo ſtrebt er auch nach einem mit ſich ſelbſt harmoniſchen Daſein, und dieſe beiden Arten des Strebens bedingen ſich einander ſo nothwendig, daß die eine ohne die andre gar nicht beſtehen kann. Erſt durch

willkürliche Trennung beider verwandelt ſich die Selbſtliebe in Selbſucht oder Egoismus, und erzeugt Eigennutz und Habſucht, Eigendünkel und Hochmuth, und wie die Karikaturen der Selbſtliebe weiter heißen.

Hieraus iſt ferner begreiflich, wie es auch eine Liebe zur Wahrheit, zur Tugend und zur Schönheit geben könne, ob es gleich manchem ſcheinen möchte, als wenn ſolche abſtrakte Dinge gar nicht im eigentlichen Sinne geliebt werden könnten. Allein man kann ſie nicht nur im eigentlichen Sinne, ſondern ſelbſt mit einem an Schwärmerei gränzenden Enthuſiasmus lieben. Da nämlich Wahrheit nichts andres als Harmonie in unſern Vorſtellungen und Erkenntniſſen, und Tugend nichts andres als Harmonie in unſern Geſinnungen und Handlungen iſt, ſo iſt das Streben nach einem durchaus harmoniſchen Daſein auch nothwendig auf Wahrheit und Tugend gerichtet, und heißt dann Liebe zur Wahrheit und Tugend. Die Schönheit aber, welche gleichſam die ſinnliche Hülle des Wahren und Guten iſt, indem uns in der ſchönen, mit ſich ſelbſt in allen ihren Theilen übereinſtimmenden, Form, die uns von außen dargeboten wird, die Harmonie des Innern wie verkörpert erſcheint, iſt eben ſo nothwendig in jenem Streben mit eingeſchloſſen. Daher brauch' ich auch nun nicht weiter zu zeigen, wie es eine Liebe zur Wiſſenſchaft und zur Kunſt geben könne. Denn alle Wiſſenſchaft und Kunſt bezieht ſich zulezt auf Wahrheit, Güte und Schönheit; und wer ſie auf etwas andres bezieht, von dem kann man wohl nicht ſagen,

daß er vom echten Geiſte der Wiſſenſchaft und der Kunſt beſeelt ſei. Die Bemerkung aber kann ich nicht übergehn, wie die Liebe zur Wahrheit, Tugend und Schönheit ſich an die Liebe zur Gottheit, als dem Urquelle des Wahren, Guten und Schönen anſchließt, und wie dieſe Verwandtſchaft von neuem den Satz bewährt, daß Liebe überhaupt nichts andres als ein inneres Streben nach einem harmoniſchen Daſein iſt.

Die Liebe des Menſchen kann ſich aber nicht bloß auf Gott und die Menſchenwelt, ſondern auch auf die Thier- und Pflanzenwelt, ja auf die ganze Natur überhaupt beziehn. Denn der Menſch gelangt zu keinem durchaus harmoniſchen Daſein, wenn er ſich nicht auch mit Allem, was ihn von außen umgiebt, zu befreunden, d. h. in möglichſte Einſtimmung zu ſetzen ſucht. Warum ſollt' er alſo nicht die Thiere, ſeine nächſten Verwandten in der Schöpfung, mit denen er Leben und Empfindung, Freude und Leid, ſelbſt Furcht und Hoffnung theilt, auch lieben können? Oder ſollte der Menſch etwa zu vornehm dazu ſein, weil ihn die Natur mit Vorzügen ausſtattete, die auf dieſer kleinen Erde kein andres lebendes Weſen aufzuweiſen hat? Ich denke nicht, da das menſchliche Daſein ja ſelbſt auf einer Stufe beginnt, wo es ſich vom thieriſchen wenig oder gar nicht unterſcheidet, und da jenes von dieſem ſo abhängig iſt. Ich halte daher die Liebe zu den Thieren für einen natürlichen und ſchönen Zug des menſchlichen Herzens und erkläre auch dieſe Liebe für nichts andres, als ein inneres Streben

des Menſchen nach einem mit der thieriſchen Welt harmoniſchen Daſein. Daß aber dieſes Streben ſich auch auf die Pflanzenwelt verbreiten und ſo der Menſch ſelbſt Bäume und Blumen lieben könne, leidet wohl keinen Zweifel. Denn wenn man gleich die Pflanzen vernünftiger Weiſe nicht gleich den Thieren für beſeelte Weſen halten kann, da ſie keine Spur von irgend einer geiſtigen Thätigkeit zeigen, ſo ſteht doch ihr Daſein in der Natur mit unſrem eignen in ſo genauer Verbindung, daß ich die ſorgſame Theilnahme, mit welcher ein Pflanzenfreund ſeine ſtummen Zöglinge hegt und pflegt und beäugelt, für nichts andres als einen untergeordneten Zweig jenes allgemeinen Strebens nach harmoniſchem Daſein halten kann. Und in dieſem Sinne kann der Menſch in der That die ganze Natur mit ſeiner Liebe umfaſſen, oder mit Schiller der ganzen Welt einen Kuß geben, und dieß um ſo mehr, da die Natur, als Werk und Abbild des Unendlichen, die Liebe des Menſchen wieder zurück zum Urquell aller Liebe führt.

„Kann man aber" — wird man vielleicht weiter fragen — „die Liebe nach dem ſo eben davon aufgeſtellten „Begriffe auch andern Weſen, als dem Menſchen, beile„gen?" — Die Sprache thut es allerdings. Sie redet z. B. von der Liebe Gottes zu den Menſchen. Dieſe Liebe kann nun freilich nicht als ein eigentliches Streben nach harmoniſchem Daſein angeſehen werden, da Gottes Sein ſchon in ſich ſelbſt lauter Harmonie iſt und folglich eben dieſe Harmonie von Gott nicht erſtrebt werden kann. Allein ſo geht es uns mit allen unſern

Begriffen, wenn wir ſie aus unſrem beſchränkten Kreiſe auf die Gottheit übertragen wollen. Vernunft und Wille, Macht und Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, Freiheit und Nothwendigkeit, und wie die Beſtimmungen des menſchlichen Daſeins weiter heißen mögen, verſchwinden uns gleichſam unter den Händen, ſo bald wir ſagen ſollen, was ſie in Beziehung auf Gott ſeien. Und ſo geht es uns auch mit der Liebe. Wir müſſen daher die Gottheit erſt vermenſchlichen, wenn wir ſie als liebend denken wollen. So vermenſchlicht werden wir die Liebe Gottes dann auch wohl als ein Streben nach harmoniſchem Daſein denken dürfen, aber als ein Streben, das mit dem Beſitze ſelbſt zuſammenfällt und frei von allem Bedürfniſſe und jeder Abhängigkeit iſt.

Dagegen werden wir die Anhänglichkeit und Zuneigung, welche ſowohl einzele Thiere gegen den Menſchen, als auch die Thiere überhaupt, die zu einerlei Art, aber zu verſchiednen Geſchlechtern gehören, gegen einander beweiſen, unbedenklich Liebe nennen können. Denn wenn das Thier gleich keinen Begriff von einem harmoniſchen Daſein hat, ſo hat es doch ein Gefühl davon; ſein inneres Streben nach demſelben ſpricht ſich alſo durch jene Anhänglichkeit und Zuneigung eben ſo inſtinktartig aus, als beim Kinde und ſelbſt beim erwachſenen Menſchen, ſo lange ſich dieſer noch nicht auf die Stufe der Bildung erhoben hat, wo er mit vollem Bewußtſein thut, wozu die Natur ihn ſchon von ſelbſt einladet.

Eine andre hieher gehörige Frage iſt, ob die Liebe ſich bloß durch Geben äußert, oder ob ſie auch das Nehmen zuläſſt. Nach meiner Anſicht von der Liebe kennt dieſe jenen Unterſchied gar nicht. Die Liebe giebt eben ſo wohl, wenn ſie nimmt, als ſie nimmt, wenn ſie giebt; und es iſt eben der ſchönſte Vorzug der Liebe, daß ſie den ſonſt wohl gegründeten Gegenſatz zwiſchen Geben und Nehmen völlig ausgleicht. Oder betrachtet der Liebende, indem er dem Geliebten etwas giebt und dieſer es freundlich nimmt, eben dieſes Nehmen nicht als ein Geben des Geliebten, wodurch er ſich eben ſo verpflichtet fühlt, als der Geliebte durch jenes erſte Geben ſich nur immer verpflichtet fühlen mag? Würde ſich im Gegentheile der Liebende nicht auf das Tiefſte gekränkt fühlen, wenn der Geliebte nicht nähme? Wärd' er es nicht für eine Verſchmähung ſeiner Liebe ſelbſt halten, für ein Auflöſen oder wenigſtens Stören der Harmonie in ſeinem und des Geliebten Daſein, nach welcher eben der Liebende einzig und allein ſtrebt? Und könnte nur überhaupt ein Geben in der Liebe ſtattfinden, wenn es nicht zugleich mit einem Nehmen verknüpft und dieſes Nehmen ſelbſt wieder ein Geben wäre? In der That würde außerdem jedes Geſchenk des Liebenden eine Demüthigung des Geliebten ſein.

Endlich noch eine Frage: „Kann Liebe wohl mit Haß beſtehn?“ — Ich erinnre mich, oft die Formel geleſen und gehört zu haben; „In einem Herzen voll Liebe hat der Haß keinen Raum.“

Mir ſcheint aber dieſe Formel in Beziehung auf die menſchliche Liebe unrichtig. Der Haß iſt nämlich nach meiner Anſicht nichts andres, als ein Entgegenſtreben gegen alles, was unſer harmoniſches Daſein ſtört. Daher glaub' ich, daß der Haß in einem menſchlichen Herzen mit der Liebe zuſammen beſtehen nicht nur könne, ſondern ſogar müſſe. Wer Gott liebt, muß den Satan haſſen; wer die Menſchen überhaupt liebt, muß jeden Einzelen haſſen, der die Menſchheit mishandelt und tyranniſirt. Und darum muß auch der, welcher die Wahrheit und die Tugend liebt, die Lüge und das Laſter haſſen. Ohne dieſen Haß kann die menſchliche Liebe nicht aufrichtig ſein, und ſelbſt Jeſus haſſte ſo das Otterngezücht, die gleißneriſchen Phariſäer. Nur die göttliche Liebe muß das hohe Vorrecht haben, frei von allem Haſſe zu ſein, weil Gottes harmoniſches Sein durch nichts geſtört werden kann. Aber eben darum iſt auch die Tiefe der göttlichen Liebe für uns unergründlich.

II.

Verſchiedne Anſichten von der Ehe.

Göthe ſagt irgendwo: „Wer mir den Eheſtand an„greift, wer mir durch Worte, ja durch That, dieſen „Grund aller ſittlichen Geſellſchaft unter„gräbt, der hat es mit mir zu thun, oder wenn ich ihn „nicht Herr werden kann, hab' ich nichts mit ihm zu „thun. Die Ehe iſt der Anfang und der Gipfel „aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Ge„bildetſte hat keine beſſere Gelegenheit, ſeine Milde zu „beweiſen."

Dagegen ſagt eine geiſtreiche Frau, welche nicht ohne Erfolg den Proteſtantismus gegen die witzigen Sophiſtereien eines katholiſchen Fürſten vertheidigt hat in eben dieſer Apologie: „Ich wünſchte, die Eheloſigkeit „könnte mit der menſchlichen Schwachheit beſtehn; „dann würd' ich ſie, für die Prieſter, der Ehe un„endlich vorziehen. Aber jemanden zu einem Ge-

„lübde zwingen, welches man faſt gewiß iſt ihn übertreten „zu ſehen, das ſcheint mir mehr als tadelswerth. Da „man keine göttliche Vorſchrift auffindet, wodurch die „Prieſterehe verboten würde, und da der Apoſtel nur „ſagt: Es ſoll ein Biſchof unſträflich ſein, Eines Weibes „Mann, der ſeinem eignen Hauſe wohl vorſtehe, der ge„horſame Kinder habe u. ſ. w. — ſo wählte Luther „von zwei Uebeln das kleinſte, um den Ausſchweifungen „auszuweichen, von denen er beſonders in Rom ſo ärger„liche Beiſpiele geſehen hatte.“

Während alſo dort von einem Manne, dem man gewiß die Urtheilsfähigkeit nicht abſprechen kann, die Ehe als eine Verbindung dargeſtellt wird, die als Grundlage aller menſchlichen Bildung nothwendig und ein ſittliches Gut iſt, nach welchem Alle, mithin auch die Prieſter, ſtreben ſollen: wird hier von einer nicht minder urtheilsfähigen Frau die Ehe als eine Verbindung dargeſtellt, die nur um der menſchlichen Schwachheit willen erlaubt iſt, und daher den Prieſtern nicht geſtattet werden dürfte, wenn dieſe nicht leider derſelben Schwachheit, wie wir andern Menſchenkinder, unterworfen wären; ja ſie erſcheint ſogar derſelben Frau (nach einer den obigen Worten beigefügten Anmerkung) in dem Falle, wo der Prieſter ein zu mäßiges Einkommen hat, als ein ſittliches Uebel, das man nur, um größeres zu vermeiden, zulaſſen dürfe.

Welche Verſchiedenheit der Anſichten! — Indeſſen dürft' es nicht ſo ſchwer ſein zu beſtimmen, welche von bei-

den Ansichten die richtigere sei. Was der göttlichen Naturordnung entspricht, wie die Ehe, ist an sich allemal gut. Wenn daher eine menschliche Einrichtung jener Ordnung widerstrebt, so ist dieß immer ein Zeichen, daß der Mensch sich verirrte. Auch ist es aus der Geschichte sattsam bekannt, daß die Priesterehe nicht aus sittlichen Gründen, sondern aus Misverstand und Eigennutz verboten wurde. Die wahre Bestimmung des Priesters oder des Geistlichen, Lehrer, Rathgeber, Tröster und Muster in Ansehung aller echt menschlichen Verhältnisse für seine Gemeine zu sein, bringt es vielmehr mit sich, daß er die Ehe nicht unter seiner Würde halten, daß er — wenn er nach dem echten Begriffe von der Liebe Gott und die Menschen liebt — auch wohl ein Weib lieben dürfe. Die geistreiche Frau, deren Worte wir vorhin anzogen, hat daher ihrem fürstlichen Gegner viel zu viel zugegeben und sich selbst Unrecht gethan. Sie hat nicht bedacht, daß das Zölibatsgesetz die gröbste Beleidigung ist, die man ihrem Geschlechte je zugefügt. Denn was müsste man von den Weibern denken, wenn es wirklich der priesterlichen Würde widerstritte, mit einem solchen Geschöpfe den innigsten Bund der Liebe — eine Ehe — zu knüpfen!

Weit wunderbarer jedoch, als jener Kontrast der Ansichten von der Ehe in zwei verschiednen Subjekten, ist der Widerspruch, in welchen die katholische Kirche mit sich selbst gerathen ist, indem sie die Ehe einerseit als ein christliches Sakrament, als etwas Heiliges, gleich der Taufe und dem Abendmahle, und daher auch

als etwas Unauflösliches betrachtete, und doch anderseit eben diese heilige Verbindung dem Priester untersagte, gleich als wenn er sich durch die Theilnahme an einem christlichen Sakramente entheiligte! — In solche handgreifliche Widersprüche verwickelt sich der Mensch, wenn er der göttlichen Naturordnung seine willkürlichen Satzungen unterschiebt und nach einer eingebildeten Heiligkeit strebt, während er die wahre Tugend und Frömmigkeit, die einzig in der gewissenhaften Erfüllung aller Pflichten als göttlicher Gebote besteht, vernachlässigt. Was indeß Gott und die Natur geordnet haben, das muß endlich doch den Sieg über alle menschliche Thorheit und Herrschsucht davon tragen. Und darum läßt sich mit voller Zuversicht voraussagen, daß eine Zeit kommen werde, wo auch die Ehelosigkeit der Priester in der katholischen Kirche aufhören, ja wo der heilige Vater selbst sich eine heilige Mutter zulegen und in dieser heiligen Verbindung der ganzen Christenheit weit ehrwürdiger erscheinen wird, als Hildebrand und Alexander in ihren unheiligen Verbindungen mit einer Mathildis und einer Rosa Venozza.

III.

Gedächtnisswort

in einer Privatgesellschaft am 19. Okt. 1823 gesprochen.

Aufgefodert, zur Feier des heutigen Tages in dieser ehrenwerthen Gesellschaft das Wort zu nehmen, will ich Ihre Geduld nicht durch eine lange Rede auf die Probe stellen. Nur wenig ist es, was ich eben zu sagen weiß und wofür ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen wage.

Die Gegenwart ist ein Kind der Vergangenheit, das schon die Zukunft in seinem Schooße trägt. Diese alte Wahrheit könnte mir einen dreifachen, sehr reichen Stoff zum Reden an die Hand geben.

Ich könnte Ihren Augen zuerst das Bild der Vergangenheit vorführen, könnte Sie erinnern, wie vor zehn Jahren hier um die Herrschaft der Welt von Europa's Völkern gekämpft wurde — wie dieser Kampf die fruchtbaren Gefilde von Leipzig in einen blutigen Todtenacker verwandelte und die eng umlagerte Stadt selbst in

einen Aſchenhaufen zu verwandeln drohete — wie aber der Herr der Heerſchaaren, deſſen Sonne mitten im irdiſchen Ungewitter damal eben ſo freundlich und mild wie heute auf uns herabſtrahlte und uns ſeinen Schuz verbürgte, ſo große Gefahr von uns abwandte — wie dann die Fürſten und die Völker, von gleichem Eifer beſeelt und durch wechſelſeitiges Zutrauen vereint, den Kampf bis in die Höhle des Löwen ſelbſt fortſezten, dieſen gefeſſelt im Triumphe wegführten, und ſo den glänzendſten Sieg erfochten, der je den Waffen zu Theil geworden, den Sieg der Völkerfreiheit über die Zwingherrſchaft eines Einzigen — wie nun die Fürſten, erfüllt von Dank gegen Gott, der ihnen durch ihre Völker die umgeſtürzten Throne hergeſtellt und die wankenden erhalten hatte, jene ſchwer und mit großen Opfern an Gut und Blut errungene Freiheit auch zu erhalten und zu befeſtigen gelobten — und wie die Völker, vertrauend dem Gelübde der Fürſten, ihren zerfallenen Wohlſtand wieder aufzubauen begannen. Doch alles dieß haben andre Stimmen ſchon weit ſchöner und kräftiger geſagt, als es die meinige zu thun vermöchte. Darum laſſen Sie mich hievon ſchweigen.

Sofort könnt' ich nun Ihren Blick auf die Gegenwart lenken, könnte Ihnen zeigen, wie jezt, nach Verlauf eines kurzen Jahrzehends, die große Bühne der Welt ganz anders geſtaltet iſt — wie die Furie des Mistrauens um die Throne der Fürſten ſich gelagert, und dieſen ſelbſt einen Theil ihrer Völker verdächtig gemacht — wie der Dämon der Zwietracht, den der heilige Bund, ein

Bund der christlichen Liebe, in ewige Fesseln schlagen sollte, von neuem losgelassen, Europa von einem Ende zum andern durchstürmt — wie dort im Osten ein kleines, aber muthiges und in großen Erinnerungen wieder auflebendes Volk mit grausamen Barbaren, nicht um seine Freiheit, nein um sein Dasein ringt, und wie es, in diesem ungeheuern Kampfe, von aller Welt, nur nicht von Gott und sich selbst verlassen, nun schon bis ins dritte Jahr ausharrend, den Halbmond vor dem Kreutz erblassen macht — wie dagegen ein andres Volk, einen nicht minder harten Kampf kämpfend, von außen gepreßt, von innen zerrissen, allmälig verblutet und schier in todverkündenden Zuckungen liegt *) — wie hier die gierigen Flammen der Inquisizion schon nach neuen Opfern lechzen, dort ein auferstandner Orden, der sich selbst eine Gesellschaft Jesu nennt, von Rechts wegen aber eine Gesellschaft Beelzebub's heißen sollte, die Fackel der Vernunft auszulöschen, ja (wär' es möglich) selbst Gottes Schöpferwort: Es werde Licht! unwahr zu machen droht. Doch auch davon lassen Sie mich schweigen. So traurige Bilder sollen nicht die Freude dieses Tages stören.

Lassen Sie uns also den Blick nur auf die Zukunft richten! Die Zukunft ist die Säugamme der Hoffnung;

---

*) Man wolle den Zeitpunkt nicht vergessen, in welchem dieß gesprochen wurde, wiewohl der Zustand jenes Volkes sich im Ganzen noch wenig verbessert hat.

die Hoffnung aber muß unſern Geiſt wieder aufrichten, wenn ihn die Gegenwart ſchmerzlich danieder beugt. Und worauf gründet ſich dieſe Hoffnung? — Zuerſt auf Gott, der ſeine Weltordnung nicht ſtören läſſt, vor dem daher die eiteln Beſtrebungen der Feinde des Wahren und Guten, wie Spreu vor dem Winde, zerſtieben müſſen. Dann aber auch auf uns ſelbſt. Denn nicht müßig ſollen wir die Hände in den Schooß legen, wartend und wartend, bis die Hülfe von oben kommt; ſondern wachſam und rüſtig ſollen wir mitwirken zur Erhaltung des Wahren, zur Verbreitung des Guten. Laſſen wir nur den Muth nicht ſinken, geben wir uns nur nicht der Verzweiflung hin, ſo muß es beſſer werden! Auf Regen folgt Sonnenſchein, ſagt ſchon ein altes tröſtendes Sprichwort; und wenn auch der truben und kalten Regentage noch ſo viel wären, Gottes Sonne bleibt darum nicht aus; ſie kommt gewiß wieder, uns mit ihrem belebenden Strahle von neuem zu erleuchten und zu erwärmen. Darum wollen wir auch nicht die Geduld verlieren; wollen nicht fragen: Wann kommt die Sonne wieder? Wann wird der Saame aufgehn, den wir ausſtreuen? Werden wir auch ſelbſt die Früchte noch einärndten und genießen? — So fragt nicht der ausharrende Gemeingeiſt; ſo fragt nur die ungeduldige Eigenſucht. Das gegenwärtige Geſchlecht, dem wir ſelbſt einverleibt ſind, iſt nicht die ganze Menſchheit. Die kommenden Geſchlechter gehören auch dazu, wie die vergangenen. Darum richtet ſich die Hoffnung vorzugsweiſe auf die kommenden Geſchlechter, für die wir arbeiten ſol-

len, wie die vergangenen für uns gearbeitet — auf die kommenden Geſchlechter, welche eingedenk deſſen, was ihre Vorfahren gedacht und geſagt, gethan und auch gelitten haben, das ihnen hinterlaſſene Erbtheil an Wiſſenſchaft, Kunſt und Lebensweisheit treu bewahren und fleißig vermehren ſollen — auf die kommenden Geſchlechter, ſag' ich, die gewiß auch das Ihrige thun werden, wenn wir ſelbſt das Unſrige thun, um das heilige Feuer zu unterhalten, damit es nicht verlöſche, bevor wir unſre Augen ſchließen, und wenn wir inſonderheit unſern eignen Kindern und Kindeskindern mit dem erhebenden Beiſpiele des Muths und der Beharrlichkeit im Wahren und Guten vorangehn.

Und ſo erlauben Sie mir denn, dieſe kurze Rede noch mit einem Toaſt zu beſchließen, in den Sie, wie ich zuverſichtlich glaube, gern alle einſtimmen werden:

Der Hoffnung beſſrer Zeiten
Sei dieſes Glas geweiht!
Durch Schaun in ferne Weiten
Verſchwindet alles Leid.

Es waltet ja dort oben,
Hoch über Zeit und Raum,
Ein Geiſt, vor dem das Leben
Des Meers ſich löſt in Schaum.

Er waltet ein Gerechter
Und hält die Waage noch.
Die kommenden Geſchlechter —
Sie leben alle hoch!

Bei dem Verleger dieser Schrift sind folgende schönwissenschaftliche Werke in den Jahren 1822–24 erschienen.

Bonafont, Philippi, Originalitäten aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung. 2 Theile. 8. 820. 2 Rthlr.

Burdach, Heinr., der Sohn der Natur oder der neue Achill. Romantische Erzählung. 8. 819. 18 Gr.

Carbonari, die, oder das Blutbuch. Ein Roman aus dem Franz. übersetzt von Dr. Gleich. 2 Theile. 8. 821. 1 Rthlr. 16 Gr.

Doro Caro neueste Novellen. 1) Die Gespensterstunde; 2) die schwarze Frau im Walde; 3) das Teccadeglio. 8. 821. Zweite wohlfeile Ausgabe. 1 Thlr.

Feldhams, Gustav, Kreuz- und Querzüge, oder Abenteuer eines Freiwilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog. br. 12 Gr.

Fouqué, Baron de la Motte, Ritter Elibouc, eine altbretagnische Sage. 3 Theile. 8. 822. 3 Thlr. 8 Gr.

— — wilde Liebe. Ein Ritterroman in 2 Theilen. 8. 823. 2 Thlr.

— — Caroline Baronin de la Motte, die Herzogin von Montmorency. Ein Roman in 3 Theilen. 8. 822. 3 Thlr. 16 Gr.

— — — die Vertriebenen. Eine Novelle aus der Zeit der Königin Elisabeth von England. 3 Bde. 8. 823. 3 Thlr.

Gerle, W. A., der kleine Phantasus. Erzählungen und Gespräche im Freundeskreise. 2 Theile. 8. 821. 2 Thlr.

Gleich, Dr. Fr., komische Erzählungen. 8. 821. 1 Thlr. 12 Gr.

Grumbach, Karl. Violenblätter. Züge und Darstellungen aus der Gemüthswelt. 8. 820. 18 Gr.

Hildebrandt, G., Ivan und Fedora oder die Entführte. Eine Geschichte aus den Zeiten des 7jährigen Krieges. 2 Theile. 8. 823. 2 Thlr.

— — historische romantische Gallerie merkwürdiger Begebenheiten aus der Geschichte berühmter Krieger. 2 Theile. Auch unter dem Titel: Maria von Warkotsch und Cäcilia von Törreck oder Verrath und Treue. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 823. 2 Thlr. 12 Gr.

Körner, J., Agnes Bernauer, Trauerspiel in 5 Acten. 8. 820. broch. 18 Gr.

Körner, J., Niobe, Trauerſpiel in 5 Acten. 8. 821. 12 Gr.

— — Liebe und Prüfung. Ein Roman. 8. 821. 1 Thlr. 8 Gr.

— — die beiden Bräute. Trauerſp. in 5 Acten. 8. 823. 16 Gr.

Laun, Fr., der Traum von vier Wochen und ſo weiter. Kleinigkeiten. 8. 820. 1 Rthr. 16 Gr.

— — die Reiſen im Bette. Kleinigkeiten. 8. 820. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — die Thürmerfamilie u. ſ. w. Kleinigkeiten. 8. 820. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — drei Tage im Weinkeller. Kleinigkeiten. 8. 821. 21 Gr.

— — Glitt's Erzählungsabende im **Bade. 2 Thle. 8. 821. 2 Rthlr. 3 Gr.

— — drei Ehen zur linken Hand. 3 Erzählungen. 8. 822. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die ſchwache Stunde. Ein Roman. 8. 823. 1 Rthlr. 8 Gr.

— — neue Kleinigkeiten. 1. die Schlittenfahrt zur Hochzeit. 2. die Zwillingsſchweſtern ꝛc. 8. 823. 1 Rthlr.

— — Drolls Liebſchaften. Erſtes und letztes Dutzend. Kleinigkeit. 8. 823. 1 Rthlr.

— — das Heirathsfieber nebſt drei andern Kleinigkeiten. 8. 823. 21 Gr.

— — der Ducatenmacher und zwei andere Kleinigkeiten. Ein Roman. 8. 824. 18 Gr.

— — der Kampf mit Liebe und Leben. Roman. 8. 824. 1 Rthlr.

— — Sebaſtian Kunzens Fußreiſe nach dem Brautgemache. Nebſt einem Vorworte. 2 Thle. 8. 824. 1 Rthlr. 16 Gr.

Launen des Schickſals. Ein Roman von Heinrich v. Halen. 8. 819. 1 Rthlr. 8 Gr.

Mebring, G. Theod. Mann und Weib; oder der eheliche Umgang in allen ſeinen Verhältniſſen. Ein Seitenſtück zu Knigge über den Umgang mit Menſchen. 8. 821. 1 Rthlr. 8 Gr.

Picard, L. C., der Ueberſpannte. Deutſch bearbeitet von Friedr. Gleich. 3 Theile. 8. 824. 2 Thlr. 8 Gr.

Puſtkuchen, L., Neuer Novellenſchatz des deutſchen Volkes. 1r Band. 8. 824. 1 Rthlr. 12 Gr.

*Rango, Fr. L. von, Guſtav Adolph der Große, König von Schweden. Ein hiſtoriſches Gemälde. Mit 1 Kupfr. gr. 8. 824. br. 2 Rthlr. 8 Gr.